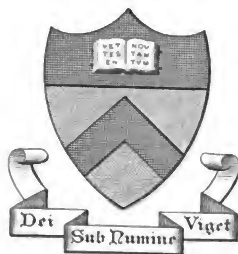
image
not
available

r. Castell, Der Tod in den Lüften



ens Kriegsbücher 1 Mk


VET TES TAMENTUM
NOV TAM TVM
Dei Sub Numine Viget



Langens Kriegsbücher



Geschichten aus Deutschlands Kämpfen 1914/15



Vierzehntes Bändchen

Albert Langen Verlag München

Langens Kriegsbücher

Alexander Castell
Der Tod in den Lüften

Novellen

Vierzehntes Bändchen

Albert Langen Verlag München

Inhalt

Patrouillenritt

Als Plessen die Augen öffnete, war es um ihn halbdunkel. Er hob den Kopf und suchte sich mit den Händen aufzustützen. Da empfand er einen brennenden Schmerz in der linken Hüfte. Wie ein Stich fuhr es ihm durch den Körper. Er war plötzlich so schwach, daß er sich wieder ins Gestrüpp zurücklegte. Liegend knöpfte er sich den Rock auf. Das Hemd war aufgerissen und voll Blut. Wie er zusah, konstatierte er eine ziemlich lange Hüftwunde. Die Bauchdecke war aufgerissen. Die schmale Ritze war mit Blut verklebt. Eine stärkere Blutung schien nach innen gegangen zu sein. Er legte die Fetzen des Hemdes zurecht, knöpfte den Rock sorgsam zu... da überkam ihn wieder ein Schwächeanfall. Zitternde graue Farben vibrierten vor seinen Augen. Er mußte wieder eine Viertelstunde stilliegen. Dann versuchte er aufzustehen.

Wie er jetzt das linke Bein bewegen wollte, war es wie eingeschlafen. Er vermochte zwar die Zehen ganz leicht im Stiefel einzuziehen und wieder auszustrecken, aber er hatte eine Empfindung, als ob dieser Fuß gar nicht mehr zu ihm gehörte.

Da hörte er wieder Schüsse, gleich einem merkwürdigen, ununterbrochenen Ticken klang es herüber, hielt dann wieder an. Das Gefecht ging also weiter.

Er griff jetzt mit der linken Hand das kranke Bein

ab. Zuerst fand er nichts. Dann entdeckte er seitwärts in der Reithose ein ... zwei kleine Löcher. Wie er mit dem Finger nachtastete, brannten ihn die Stellen, als ob er mit Feuer auf die Haut gekommen wäre. Er hatte plötzlich etwas Schmieriges in der Hand. Die Hose über dem Stiefelschaft fluktuierte hin und her. Sie war prall voll Blut. Von den Schenkelwunden lief es immer noch hinunter. Er konstatierte das fast apathisch.

Er dachte nur, wo Moy hingekommen war. Sicherlich lag sie etwas tiefer in der Schlucht. Er selbst war beim Fall irgendwie hängengeblieben, während das Pferd an dem steilen Hang in die Tiefe kollerte. Aber das war ihm nur ganz schwach in der Erinnerung. Den Morgen, den Ausritt sah er nur wie etwas ganz Fernes und Entlegenes. Deutlich war ihm noch das Bild mit der Wiese und dem Waldrand, aus dem die Schüsse gekommen waren. Davor hatten sie ein paar niedere, aus Stein gebaute Häuser gesehen. Mit dumpfem Getrommel hämmerten die Pferdehufe das Wiesland, während sie gegen den Waldrand stoben.

Und dann geschah das Aufregende, zu einer gräßlichen Wut Aufstachelnde. Die Schüsse krachten weiter, von vorn und aus dem Rücken, aus der Ebene und aus dem Gewirr der Stämme, aus den Baumkronen und aus der Tiefe, ein Geprassel und Gepfeife, Bajonette blitzten vor den Gesichtern, Plessen schlug einem, der hinter einem Baum hervorsprang, den Säbel über

das Käppi, aber es gab kein Halten, die ganze Patrouille wurde in ein paar Sekunden zersprengt, durch das Dickicht ging's mit Gekeuche, bis Moy plötzlich nach einem gewaltigen Sprung ins Leere fiel, zwischen Bäume und Gestrüpp stürzten sie in eine Schlucht hinein. Mehr wußte er nicht.

Er saß jetzt aufrecht. Er wollte nach dem nächsten Baum kriechen, daran aufzustehen versuchen. Eine furchtbare Hitze brannte ihm im Kopf, seine Gedanken fieberten: „Werde ich stehen können, werde ich mit dem linken Bein stehen können?"

Da riß er den Mund auf. Wie ein weißes Feuer war es plötzlich in die Baumkronen gefahren. Dann ein Krachen, Baumäste stoben nach links und nach rechts, ein Qualm weißer Gase kam herunter, schwamm einen Augenblick wie eine Wolke im Geäst.

Auf dem Bauch liegend kroch Plessen jetzt unter unsäglichen Schmerzen tiefer in die Schlucht.

Er lag plötzlich auf einer Böschung.

Darunter war ein Bach, der in einer scharfen eckigen Biegung vorbei kam. Zur Rechten aber war eine Art Trichter und daraus hörte er eine Bewegung. Er dachte erst nur an das Wasser, ließ sich hinunter rutschen und lag dann mit dem ganzen Gesicht drin. Wie etwas unsäglich Wohltuendes kam ihm die Kühle über die Augen und den Hals. Er trank, während er fast erstickte und sich dann mühsam wieder aufrichtete. Zugleich erinnerte er sich, daß er Chinin in der Brust-

tasche hatte. Er nahm eine der Tabletten und setzte sich an dem Hang aufrecht.

Das linke Bein wurde immer gefühlloser. Er überlegte, ob er die Hose aufschneiden sollte, um das Blut abzulassen, aber das verbesserte jedenfalls die Situation nicht. Da hörte er plötzlich neben sich eine Bewegung, Zweige knackten, dann gab es wieder einen dumpfen Fall. Er horchte auf. War jemand in die Schlucht gefallen?

Da erklang dumpfes kurzes Schnauben. Er kroch hastig, fast atemlos weiter.

Im Trichter nebenan sah er Moy liegen. Er mußte erst den Hang hinauf, dann konnte er sich direkt vor sie hinuntergleiten lassen. Er nahm ihren Kopf in beide Hände. Sie hatte matte fiebrige Augen. Das Fell glänzte vom Schweiß. Ein Zucken ging durch ihren Körper, während seine Hand ihrem Hals entlang fuhr. Der rechte Vorderlauf war unter dem Knie gebrochen. Der Knochen hatte die Haut durchstoßen. Der Huf lag wie leblos daneben.

Jetzt erst fühlte Plessen etwas wie einen Schmerz in seiner Brust. Er griff nach seinem Revolver. Die Lederhülle war leer. Er mußte die Waffe im Sturze verloren haben. Eine Weile stierte er stumm vor sich hin, strich dann wieder Moy mit zärtlicher Hand über den Hals. Das Tier schnaubte in einem kurzen, halb stöhnenden Laut.

Da erinnerte er sich, daß er noch eine kleine Mauserpistole in der Satteltasche hatte. Er hatte die Waffe

jahrelang bei sich getragen und sie jetzt auch im Kriege aus alter Angewöhnung nicht missen wollen. Es waren noch sechs Browningpatronen im Lader.

Er wunderte sich fast, wie ruhig er dies alles vollbrachte. Er schaute Moy in ihre überhitzten Augen, während er ihr hinter das Ohr ins Gehirn schoß. Der Körper zuckte, streckte sich dann lang und steif aus und legte sich auf den Rücken, während der Kopf auf die Seite fiel. Ein dünner Strom tiefroten dicken Blutes floß dem Halse entlang. Nur die Augen, die jetzt seitwärts ins Gras starrten, hatten noch ihren verschleierten fiebrigen Glanz.

Plessen kroch wieder die Schlucht hinan. Oben schien es jetzt stiller zu sein, als ob sich das Gefecht nach Westen verzogen hätte. Er mußte sich niederlegen. Er fand fast nicht mehr die Kraft, weiterzukommen.

Er schätzte jetzt ab, wie lange er noch so herumkriechen könnte. Etwas seltsam Trübes kam ihm wieder in die Augen. Wie ein unheimlicher Vorhang, den man vor ihm zuzog. Dazu zuckten ihm rapide stechende Schmerzen durch den Körper.

Da war es ihm, als ob er von oben ein Geräusch hörte. Zwischen den Stämmen schien sich jemand zu nahen. Er drückte sich hart an den Boden und hielt den Atem an. War es eine Patrouille? Vielleicht ein Bauer, ein Franktireur? Ein leises Frösteln stieg ihm das Rückgrat hinauf. Er hatte sich hinter den Stamm einer Tanne gerollt. Die Wunden an der Rückseite

des Schenkels, die er nicht sehen, sondern nur vorsichtig abtasten konnte, brannten entsetzlich.

Oben kamen die Tritte näher, dann ein merkwürdig schlürfendes Geräusch.

Er hielt jetzt den Revolver in der Hand. Er dachte: „Wenn es wenigstens ein Soldat ist." Was ihn erschauern ließ, war die Idee, daß ihm ein fanatischer Bauer wie einem Tier mit einer Hacke den Schädel einschlagen könnte.

Mit flirrenden Augen starrte er den Hang hinauf. Jetzt mußte es kommen.

Da erschien zwischen den Stämmen im Halbdunkel der Kopf einer Kuh, die jetzt, da sie sich am Abhang sah, klagend und langgezogen in den Wald hineinbrüllte. Fernher antwortete ein zweites Tier, und das Gebrüll ging hin und her, zwischen den Bäumen verhallend wie ein trauriges Suchen.

Plessen war über den Umschlag der Stimmung derart verblüfft, daß er langsam und mit etwas stupidem Gesicht die Schlucht weiter hinauf kroch.

Er schleppte sich von Baum zu Baum weiter. Wie er hinaussah, entdeckte er plötzlich am Waldsaum, der sich nach Westen zog, rote Hosen. Wie matte Flecke klebten sie an den Stämmen, irrten sie im Halbdunkel hin und her. Zur Rechten war in einigen hundert Metern Entfernung ein vereinzeltes Gehöft. Auch dort war Bewegung zu sehen.

Es begann eine Gruppe auf dem Bauch über die Wiese nach Norden zu kriechen, in der Richtung einer

vereinzelten Baumgruppe. Plessen dachte: „Wo sind die Unsrigen..., wo sind die Unsrigen?" Es war nichts von ihnen zu sehen.

Da fiel von Norden ein Schuß. Die Patrouille jenseits auf der Wiese kroch weiter. Von rechts fiel das Gerassel der Maschinengewehre ein, und plötzlich donnerten von links aus dem Gehölz die Schläge von Artilleriefeuer. Die Batterie mußte verdeckt hinter dem Gehöft eingegraben sein. In einem hohen, halb singenden Pfeifen zogen die Schrapnells nach Norden. Dort war immer noch kein Mensch zu erblicken, nur das Geknatter wurde von Sekunde zu Sekunde dichter. Plessen hörte, wie die Kugeln drüben ins Gehölz schlugen.

Er dachte: „Ich lege mich in den Graben," und er kroch noch zwei Schritte vorwärts. Da begann das Donnern von Norden.

Ein dumpfes Krachen kam von vorn. Eine Granate hatte ins Dach des Bauernhauses eingeschlagen. Eine andere schien im Hofe geplatzt zu sein.

Fast zugleich stieg schon das Feuer aus dem Dach.

Eine neue Salve kam nach und schlug tiefer nach links in den Wald. Es war nun wirklich Zeit, in den Graben zu kriechen. Plessen hatte den Oberkörper über den Rand gebeugt, er stellte fest, daß nur ganz im Grunde etwas Wasser war, als er die Augen aufriß.

Zur Rechten lag kaum drei Schritte entfernt ein Mensch. Er schien ohnmächtig, vielleicht tot zu sein. Plessen konnte kein Abzeichen sehen, aber es war fran-

zösische Infanterie. Wie er jetzt näher herankroch, erkannte er einen Sergeanten, der den Kopf auf der Böschung aufgebettet hatte und mit dem übrigen Körper im Wasser lag. Eine Verletzung konnte Plessen zunächst nicht sehen. Er machte sich nahe an ihn heran, schaute ihm auf der Böschung liegend ins Gesicht.

Da öffnete der andere die Augen, die sich wie vor einer entsetzlichen Vision von Sekunde zu Sekunde vergrößerten. Dann bewegte er die Hände, als wollte er wie in einem Traume etwas Furchtbares abwehren, und schloß dann wieder die Lider. Er war offenbar sehr schwach.

„Sie sind verwundet?" fragte Plessen in französischer Sprache.

Der andere konnte kein Wort hervorbringen und nickte nur mit dem Kopf. Dann deutete er mit der Hand auf die rechte Brusthälfte.

„Lungenschuß?" fragte wieder Plessen.

Der andere nickte. Er machte jetzt die Augen wieder auf und starrte Plessen an, als ob er seltsam erstaunt wäre, daß man mit ihm in so menschlichem Tone redete.

„Liegen Sie schon lange hier?" fragte Plessen.

„Seit heute früh," antwortete der andere.

„Wo waren Sie postiert?" fragte Plessen weiter.

Der andere deutete nach oben: „Hier auf den Bäumen."

Plessen dachte ganz mechanisch: „Vielleicht hat mir gerade der ins Bein geschossen." Er sah ihm lange

ins Gesicht. Er konnte beim besten Willen keinen Groll gegen ihn aufbringen.

Drüben hob von Norden her das Feuer mit regelmäßigem breiten Rauschen an. Die Wiese bebte unter dem Krachen der krepierenden Geschosse. Weißer Dampf strich am Waldrande entlang, daraus lohte das brennende Gehöft wie eine große glühende Fackel auf.

Plessen dachte: „Wenn es sich hier herüber zieht, werde ich gefangengenommen, oder es platzt mir noch ein Schrapnell unserer eigenen Batterie vor der Nase." Diese Möglichkeit kam ihm doch sehr sonderbar vor.

Der Mann vor ihm hatte sich jetzt aufgerichtet. Trotzdem er nicht aus dem Graben sehen konnte, horchte er nach dem Gefecht mit angespanntem Gesicht. Seine Augen waren vom Fieber ganz glasig, und doch strahlte noch alle Hoffnung und alle Glut des Kampfes in ihnen. Er fragte: „Wie steht das Gefecht?"

Plessen antwortete: „Ich glaube, die Unsrigen werden in einer halben Stunde den Wald stürmen."

Der Sergeant lächelte mild und ungläubig. „Denken Sie doch an unsere Artillerie, unsere 75-Millimeter-Geschütze."

Plessen sagte ebenfalls lächelnd: „Wir können's ja abwarten."

Der andere seufzte auf.

„Haben Sie Schmerzen?" fragte Plessen.

„Weniger als vorher," antwortete er und versuchte sich aufzurichten, was ihm auch gelang.

Vom Norden kam der Donner der Geschütze jetzt

viel näher. Es war Plessen, als ob er auf ein paar hundert Meter Entfernung eine kaum sichtbare Bewegung wahrnehme.

„Sie kommen," dachte er, „endlich kommen sie!" Die Erregung nahm ihm fast den Atem. Das Herz hämmerte ihm gegen die Rippen. Das Gehöft am Waldrand flackerte immer noch lichterloh.

Als ob der Sergeant die Gedanken des andern erraten hätte, sagte er: „Sie werden schwere Arbeit haben, wir haben uns drüben gut verschanzt."

Plessen zuckte mit den Achseln. Er drehte sich herum und fühlte einen Stich durch den wunden, halb verblutenden Leib.

„Sie werden stürmen," erklärte er bestimmt, fast hart.

Kaum hatte er die Silbe aus dem Mund, als ein Geschoß heulend über ihnen ins Geäst fuhr.

„Donnerwetter!" fluchte der Franzose.

Plessen drehte das Gesicht unwillkürlich nach unten. Ein furchtbares Krachen, ein atemraubender Dampf, ein weißes Feuer, das eine Sekunde lang zum Himmel zu steigen schien. Mit schmetterndem Getöse kam eine Baumkrone herunter.

Plessen hatte den andern auf die Seite gerissen, und sie krochen hastig weiter, während das Gewirr der Äste in den Graben einbrach.

„Da hinten ist eine Schlucht," erklärte Plessen. „Wir sind dort sicherer." Er dachte: Ich kann mich

doch nicht von unseren eigenen Granaten anschießen lassen.

Sie kamen aus dem Graben heraus und schleppten sich nach hinten. Der Sergeant konnte sich trotz seiner Lungenblutung leichter bewegen als Plessen, der auf dem rechten Knie kriechend nur mühsam vorwärts kam.

Sie saßen jetzt beide am Abhang der Schlucht. Von Norden dröhnte der Schall des Gefechtes von Augenblick zu Augenblick näher. Auf der andern Seite schien der Wald vom Krachen der Geschütze zu bersten. Plessen fühlte in allen Nerven, daß jetzt die Schützenlinien vorgingen.

Da kam plötzlich etwas zwischen den Bäumen galoppiert. Mit aufgerissenen Augen starrten sie hin. Es war die Kuh, die Plessen schon vorher am Abhange gesehen hatte, und die jetzt, als sie ihrer ansichtig wurde, plötzlich stillstand und ihr Euter gegen die Bäume rieb.

Der Sergeant sagte: „Das Tier hat Schmerzen, es ist lange nicht mehr gemolken worden. Kommen Sie, ich habe einen entsetzlichen Durst. Die Milch wird uns gut tun ...“

Plessen sagte erstaunt: „Ich habe noch nie eine Kuh gemolken.“

„Aber ich,“ erwiderte der andere. „Meine Eltern sind Bauern.“ Er lockte das Tier heran, und sie setzten sich beide neben die Kuh. Plessen hielt beide Hände

auf, während ihm die warme Milch hineinfloß. Wie etwas Wunderbares schlürfte er sie ein.

Draußen tönten die Signale zum Sturm. Gleich einer tobenden brüllenden Welle kam es von Norden her.

Plessen schaute in des andern Gesicht, der mit starrem Blick vor sich hinsah, während er die Milch aus seiner linken hohlen Hand trank.

Der stille Passagier

Es begann zu tagen, und die Dämmerung über dem weiten Schneefeld schimmerte ganz grau. Da war eine Häusergruppe. Daneben ein mächtiger Schuppen. Auf dem Platz davor standen die fünf Apparate in einer Reihe. Gestalten huschten umher, ein Geklirr von Benzinkannen und Wasserkesseln. Piloten, Beobachter und Monteure glitten zwischen den Flugzeugen. Es war halb sechs, also eine Stunde vor dem Start, und schon war alles bereit.

Die Offiziere hatten eine Gruppe gebildet und starrten zum Wald hinüber, der wie ein schwarzer Koloß in zweihundert Metern Entfernung lag.

Lesseps steuerte seit Kriegsanfang einen Rumpler-Zweidecker. Er war neunzehn Jahre alt und als Freiwilliger zur Fliegertruppe gekommen, nachdem er im Frühjahr auf Kosten der National-Flugspende ausgebildet worden war. Er hatte bisher mit dem Hauptmann von G. einundzwanzig Aufstiege unternommen.

Der Morgen war kalt, ein ziemlich scharfer Nordost kam über die verschneiten Wiesen her. Man stampfte mit den schweren Stiefeln auf, zog den Sturzhelm tiefer über den Kopf, rückte die Ohrenschützer zurecht und wand den Schal dreifach um den Hals. So standen sie mit frischen, rosigen Gesichtern, zu allem entschlossen, zu allem bereit.

Die Zeit verging ihnen langsam. Die Ungeduld

2*

brannte ihnen im Blut. Vielleicht auch die Erregung. Denn schließlich kamen nie mehr alle zurück. Es war jedesmal wie ein Ausflug in einen Hagel von Blei und Feuer, da man während langen Minuten und Viertelstunden in einem Gesurre und Gepfeife von Kugeln, von weißen mörderischen Schrapnellwölkchen umblitzt, mit hundertundzwanzig Kilometer Schnelligkeit durch den kalten, klaren Äther sauste.

Lesseps' glatt rasiertes Knabengesicht gab sich eine rührende Mühe, kühl und entschlossen zu scheinen. Aber die Nervosität vibrierte ihm wie zuckende Flammen über die Haut. Er kämpfte dagegen an. Diese Unruhe war ihm wie etwas Lästiges, Peinliches, das ihn kränkte, aber sie war stärker als er. Jedesmal hatte er diese Krisis durchzumachen bis er im Rumpf des Flugzeugs am Steuer saß. Wenn dann das Kommando kam, der Propeller sauste und das Gedröhne des Motors begann, dann erst wurde sein Kopf klar und frei!

Er stand jetzt neben seinem Apparat, prüfte ein paar Hohlrippen und Streben, die beim letzten Flug gelitten hatten und die ausgebessert worden waren, schaute den Benzin- und den Wasserstandsmesser nach, stülpte sich dann wieder die dicken ledernen Handschuhe über, als Hauptmann von G. herankam. Er brachte die Karte, wo die Flugrichtung mit einem roten Strich eingetragen war.

Lesseps stellte sie auf den Kompaß ein.

Der Himmel begann sich jetzt im Osten leise zu

röten. Hauptmann von G. hatte sich den Apparat für die Filmaufnahme umgehängt und war in das Boot gestiegen. Lesseps stülpte sich eben die Autobrille auf. Da startete schon der erste Apparat.

Lesseps startete als vierter. Der Propeller wurde angetrieben. Er hörte ein paar Augenblicke das Rattern des Motors. Es war ganz gleichmäßig. Es schien ihm, als ob er selber in diesem Augenblick regulärer zu atmen begänne. Ruhig ließ er noch inmitten des Geschmetters und des Qualms der Explosionen die Steuerung auf dem Boden spielen, gab dann Vollgas und hob die Hand.

Die Mannschaft ließ los.

Lesseps hob den Blick. Er sah Nummer drei schon zweihundert Meter vor sich über den dunkeln Tannenwipfeln.

In einem Reflex von Osten schimmerte jetzt der ganze westliche Himmel in einem blassen, zartstrahlenden Rosaton. Lesseps sah nach unten. Er war immer noch über dem Wald, stand aber schon auf sechshundert Meter und war noch zwanzig Kilometer vor der feindlichen Front. Er wand sich jetzt ruhig auf tausendachthundert Meter Höhe und steuerte dann, wie es ihm vorgeschrieben war, südwestlich.

Vierhundert Meter höher stand eine mit dem Nordostwind ziehende Wolke. In ein paar Minuten waren sie drin. Lesseps fühlte die Feuchtigkeit wie Nebel an seiner Hornbrille. Sie mußten jetzt bald im Feuer=

bereich der feindlichen Geschütze sein, aber sie segelten ruhig und unsichtbar in der Wolke.

Er drehte für einen Augenblick den Kopf. Der Hauptmann saß in seinem Pelz wie gepanzert hinter ihm und nickte. An ein Reden war nicht zu denken. Sie hatten beide das Gesicht wie mit Masken verhüllt, und der Motor krachte mit einem furchtbaren Getöse.

Der Hauptmann hatte zur Linken eine Art Gestell zur Befestigung des Photographenapparates. Das Gewehr hatte er zwischen den Beinen liegen. Langsam richtete er sich ein. Der Höhenmesser zeigte zweitausenddreihundert Meter. Sie waren jetzt sechzehn Minuten geflogen und traten aus der Wolke. Tief im Süden sahen sie die Türme von Armentières. Sie standen schon über den feindlichen Linien. Mit einer fast tauchenden Bewegung und pfeifender Schnelligkeit ging der Apparat auf tausendfünfhundert, dann auf tausendzweihundert Meter nieder.

Lesseps horchte dem Hämmern des Motors und starrte dann wieder zurück. Der andere drehte jetzt ruhig an seiner Kurbel und rollte den Film ab. Unten war wieder eine Waldparzelle, dann ein paar zerschossene Häuser, aber wenig Bewegung zu sehen. Es schien, als ob alles in die Erde vergraben, hinter Sträuchern und Bäumen geduckt sei.

Da — Lesseps starrte eben auf die Uhr am Handgelenk — klang es plötzlich: „Hüi........ hüi..." Ein Hagel von Geschossen pfiff um das Flugzeug. Er zog das Höhensteuer. Der Apparat stand ein paar

Sekunden so steil, als wollte er abrutschen. Zugleich begann er zu stoßen. Lesseps dachte ganz mechanisch: „Es platzen Schrapnells unter uns..." Der Motor ging wie eine Uhr; als ob der Doppeldecker hinaufgesogen würde, stieg er die steile Bahn hinan.

Da war es Lesseps, als ob er ein Klirren oder eher einen leichten hellen Schlag gehört hätte. War das Motorgehäuse getroffen worden? Der Hauptmann hatte zu drehen aufgehört. Etwas geduckt saß er da. Das Feuer war im Augenblick weniger fühlbar. Als Lesseps wieder zurücksah, machte jener eine Bewegung mit der Hand: „Tiefer!"

Wieder tauchte der Apparat für eine bange Minute kopfüber nach unten. Sie fielen über 300 Meter, und der andere begann wieder mit der Aufnahme.

Er sah nach rückwärts und nach oben und wischte sich die Feuchtigkeit von den Gläsern der Autobrille.

Die Maschine stand kaum ein paar Sekunden wieder gerade, als sie einen Stoß bekam, der ihr wie ein Orkan in die rechte Seite fuhr. In einem Ruck wurde sie ein Dutzend Meter seitwärts geschleudert, begann gleichzeitig zu stampfen, bäumte sich wie ein entsetztes Tier, das in allen Fibern zittert und im nächsten Augenblick die Balance verlieren will.

Zugleich brach ein Hagel von Geschossen herein, die auf das Boot, das Motorgehäuse klirrten, die Tragflächen durchschlugen. Ein neues Schrapnell zog heulend vorbei. Lesseps durchfuhr es eisig kalt. Er dachte: „Wir fahren direkt ins platzende Geschoß hin-

ein.“ Er stemmte die Füße mit übermenschlicher Kraft gegen das Seitensteuer, brachte die Drehung zum Stehen, riß zugleich mit aller Anstrengung am Höhensteuer. Da fiel sein Blick auf die Benzinuhr. Sie stand auf siebzig Liter. Vor einer Viertelstunde hatte er noch hundertzehn konstatiert.

Während sie höher stiegen, kontrollierte er, wie der Benzinstand rapid sank. Der Behälter mußte undicht geworden sein. Er dachte ganz kühl und klar: „In fünf Minuten werden noch zwanzig Liter im Tank sein, und ich brauche noch achtzehn, um zurückzufliegen...“

Er fühlte, wie ihm der Schweiß unter seiner Maske über das Gesicht floß, wie ihm heiße und dann wieder eiskalte Schauer über den Nacken rannen... Er dachte nur eines: „Zurück... zurück... zunächst Höhe gewinnen, so viel Höhe, als noch Benzin da ist, und dann in einem Gleitflug nieder gehen.“ War es möglich, zu entkommen? Er glaubte nicht daran. Stier und starr schaute er fortwährend auf die Uhr, deren Zeiger unaufhörlich zurück ging.

Er war sich jetzt ganz klar. Er würde vielleicht noch hinter die Front kommen, aber erst auf zweihundert, vielleicht auf hundert Metern über den Gräben. Inzwischen würde ein ganzes Regiment und würden ein Dutzend Batterien das Feuer auf sie richten und sie zu Fetzen schießen... einfach zu Fetzen... es war ja schließlich keine Leistung mehr auf diese Distanz...

Er starrte nach Norden. Von den andern vier Fliegern war keine Spur zu sehen. Sie hatten ihre Richtung gegen Dünkirchen genommen.

Lesseps sah schräg nach dem Beobachter. Dieser hatte jetzt den Karabiner schußbereit und starrte nach rückwärts und nach oben.

„Was ist denn los?" überlegte Lesseps, und er fühlte deutlich, wie ihm das Gehirn für ein paar Augenblicke vor Erregung fast versagte.

„Was ist denn los?" wiederholte er wieder in seinen Gedanken, als ob er sich mit dieser Frage beruhigen könnte. Aber er wußte sogleich, daß sie verfolgt wurden. Trotz einer wahnsinnigen Anstrengung, ruhig zu bleiben, überkam ihn jetzt eine Angst.

Wieder drehte er sich herum. Doch er war direkt unter der Tragfläche und konnte nichts sehen. Bei dem entsetzlichen Geräusch des Motors war auch eine mündliche Verständigung ganz unmöglich.

Sie standen jetzt auf 2500 Meter. Der Offizier sah immer nach rückwärts und nach oben. Das feindliche Flugzeug mußte also schon höher stehen.

Lesseps war trotz des sportlichen Mutes, den er stets gezeigt hatte, doch ein neunzehnjähriger nervöser Mensch. Noch nie hatte er wie in diesem Augenblick das Gefühl der furchtbaren, wie ein Abgrund vor ihm gähnenden Gefahr gehabt, der er schutzlos ausgeliefert war.

Sein Blick irrte unaufhörlich von der Uhr auf seinem Handgelenk zum Benzinmesser, und mit jeder

Minute schien ihm die Möglichkeit des Entrinnens geringer. Das Flugzeug stieg immer noch rasend und steil in den Äther hinein.

Da empfand er plötzlich wie ein leises Gehämmer unten ans gepanzerte Boot; zugleich fühlte er einen zuckenden Schmerz im rechten Bein. Er hatte sofort den Eindruck, daß eine Kugel durchgeschlagen hatte, daß er getroffen war. Es pfiff unaufhörlich, die Maschine mußte sich direkt in einer Geschoßgarbe befinden.

Aber Lesseps dachte nicht an sich, nicht an das Blut, das ihm vielleicht schon jetzt, ohne daß er es fühlte, in die Stiefel rann. Sein Herz war beim Motor. Auf seine Schläge horchte er mit einer atemlosen Bangigkeit. Wenn da Geschosse einschlugen, so konnte alles aus sein. Die Tragflächen mochten durchlöchert werden wie Siebe, es mochte links und rechts von Blei prasseln, wenn nur die Kraft intakt blieb, die ihn noch mit rasselnden Explosionen hinantrug.

Da hörte er plötzlich hinter sich dumpfe Laute. Wie Gewehrfeuer, das ganz von fern klang. Er wandte den Kopf. Der Hauptmann hatte sich in der Gondel fast herumgedreht und feuerte nach oben. Schuß um Schuß krachte hinaus, während er langsam und wohlüberlegt zielte.

Lesseps hatte jetzt nur eine Idee: „Wir werden überholt werden. Der feindliche Apparat wird mehr Benzin haben, wird bei voller Kraft sein und uns den Rückzug abschneiden. Oder er wird uns eine Bombe ins

Boot werfen, daß wir in 3000 Meter Höhe zu Staub zerfliegen." All das zuckte wie blitzhafte Schmerzen durch sein Gehirn. Vielleicht standen auch zwei ... vielleicht drei Flugzeuge über ihnen, er konnte es ja nicht sehen, nicht wissen ...

Wenn er den Kopf nach oben wandte, sah er nur den Benzintank, aus dem die kostbare Kraft wie Blut aus einem Körper langsam und unaufhaltsam davon ging, unmerkbar in der Luft zerstäubte.

Eine wehe, brennende Wut kam ihm ins Herz. An einem Zufall, an der Undichtigkeit eines Blechzylinders mußte er zugrunde gehen. Der Apparat stand jetzt so hoch, daß man unter sich kaum noch etwas deutlich wahrnahm. Nur weiße Wölkchen von Schrapnells verteilten sich vielleicht zweihundert Meter tiefer. Vielleicht wütete auch unten die Schlacht, von Graben zu Graben, von Mann zu Mann mit dem Bajonett und dem Messer, ein grauenhaftes, mörderisches Streiten. Vielleicht starrten auch Tausende hinauf zu der wilden Jagd der Vögel, die nur wie Fliegen, nur wie Punkte am Firmament sich bewegten, und die fast nicht ahnen ließen, daß darin auch Wesen waren, denen es vor den Augen flirrte, denen das Blut im Gesicht und der Herzschlag im Gehirn flammte.

Sie waren jetzt acht Minuten gestiegen, und die Benzinuhr zeigte noch fünf Liter.

Da — Lesseps wollte den Kopf eben drehen — brach ein furchtbares Geprassel über den Rückteil der Maschine herein. Ein schrilles, entsetzliches Pfeifen, das

sich fast zu einem fortdauernden hohen, etwas schwankenden Ton vereinigte.

Er hatte sich erst geduckt, als ob ihm der ganze Hagel ins Genick käme. Als er den Kopf drehte, sah er, wie der Hauptmann das Gewehr noch im Anschlag hatte, es aber plötzlich langsam herab nahm und ruhig zwischen die Beine stellte. Dann fiel ihm der Kopf vornüber.

Im nächsten Augenblick mußte alles zu Ende gehen. Das Flugzeug stand von oben unter Maschinengewehrfeuer. Wieder stob eine heulende Ladung nieder. Da setzte plötzlich der Takt des Motors aus... der Gleitflug begann... und in diesem Momment sah Lesseps, vielleicht 300 Meter über sich, fast vor sich, den feindlichen Eindecker stehen.

Jetzt begannen nervenerschütternde martervolle Sekunden und ein grauenvoller Kampf, bei dem er wehrlos preisgegeben war.

Mit gebogenem Rücken saß er da und hielt krampfhaft das Steuer, tauchte zuweilen auf ein Dutzend Meter kopfüber, brachte den Apparat wieder hoch, ging in tollen Kurven, während der Apparat schlingerte und wogte... Aber Ladung auf Ladung sauste vorbei, wobei der feindliche Eindecker zusehends tiefer kam.

„Er wird mir mit einer Bombe den Rest geben," überlegte Lesseps kühl und klar. Er hatte sich jetzt schon mit der Idee abgefunden. Gedanken konnte er in der Erregung keine mehr fassen, aber es war ihm,

als ob der entsetzliche, würgende Druck auf der Brust allmählich schwände ... er war auf alles gefaßt ...

Wie er sich jetzt drehte, sah er, wie der Hauptmann den Kopf wieder geradeaus trug, als ob er zu ihm herüberschaute. Er hatte seine Hände auf den Knien liegen und rührte sich nicht. In seinem Pelz, in seiner Gesichtsmaske, in seinen Sturzhelm gehüllt, saß er still und groß wie ein Götze da, es war kein Ausdruck seiner Augen, kein Zucken seines Mundes, es war nichts zu sehen. War er verwundet? War er tot?

Lesseps rieselte das Grauen über den Rücken. Der Gedanke, mit dem toten Kameraden mit atemloser Geschwindigkeit durch die Lüfte zu rasen, während ihm selbst in jeder Sekunde das Ende bevorstand, erschütterte ihn. Wie ein lähmendes, entsetzliches Geheimnis kam ihm das Gesicht des andern vor, das vermummt und wie in einer unheimlichen Hülle gefangen seinen Todesschmerz verbarg.

Mechanisch starrte er auf die Benzinuhr. Der Apparat stand jetzt auf 1200 Meter. Die Geschosse, die unter ihm platzten, gaben ihm Stöße, daß er sich bäumte und zuweilen wie auf einer Schaukel abwärts ging ...

Wieder hob das Pfeifen an, aber von oben war nichts mehr zu spüren. Unten lag es wie Dampf über dem Schlachtfeld. Er konnte sich fast nicht Rechenschaft geben, was da geschah ... Nur hörte er trotz allem das Heulen der Granaten, die unten in langen Kurven vorbeizogen.

Schon wollte er aufatmen. Da glühte es seitlich vor ihm wie eine weiße Flamme auf. Ein entsetzliches Krachen. Das Flugzeug wurde seitlich gerollt, schwankte fürchterlich, drohte zu kippen — entsetzt starrte er zurück... Der andere saß immer noch still und starr... noch eine Flamme... wieder eine Explosion... unten war es schwarz... Sein letzter Gedanke war: „Ich falle aus 600 Meter in einen Wald..." Es drehte sich alles um ihn, ein Sturm ging ihm durch das Gehirn... er wußte nicht mehr, ob er das Steuer noch hielt... in fürchterlichem Sausen ging es kopfüber zur Erde... wieder ein Krachen, er hatte das Gefühl, als ob ihm die Beine in den Leib getrieben würden, dann war alles plötzlich still...

Nach einer Weile hörte er Stimmen... Er dachte: „Ich lebe ja noch..." und wunderte sich darüber. Gestalten nahten. Wie im Traum hörte er ihre Stimmen, sah eine feldgraue Silhouette, die sich über ihn neigte, seinen Oberkörper aufrichtete, und da gewahrte er auch, wie einer seinem stillen, toten Kameraden den Apparat mit den Aufnahmen vom Körper löste. Er atmete auf. Nun war ja alles gut und die Hauptsache doch gerettet. Er fühlte, daß er noch nicht ganz bei Besinnung war, und daß nachher noch entsetzliche Schmerzen kommen würden, aber er hatte jetzt nur einen Wunsch: fürs erste recht lange und gründlich zu schlafen.

Frau Maja

Sie hatte ein Lied von Brahms gespielt und leise dazu gesungen. Dann war sie, den Kopf mit halb geschlossenen Augen zurückgelehnt, lange auf dem Klavierstuhl sitzengeblieben. Auf der Straße war es still. Kaum ein Laut drang herein. Nur von ferne hörte sie zuweilen das dumpfe Rollen der Trambahn.

Am Morgen hatte sie das Telegramm bekommen, daß Robert sie vor seiner Rückkehr ins Feld besuchen würde. Er werde auch Grüße bringen von Ferdinand. Das hatte er ihr zwar vor zwei Wochen schon geschrieben, während er in S. im Lazarett war.

Als Maja beim Frühstück das Telegramm geöffnet hatte, war sie gar nicht erschrocken gewesen. Sie wußte genau, wie sie sich verhalten würde, was sie ihm zu sagen hatte. Sie fühlte sich gewappnet.

Aber jetzt nach diesem Lied von Brahms war eine weiche Welle der Erinnerung über sie gekommen. Sie hatte sich ihr ein paar Augenblicke hingegeben. Und jetzt war sie ihrer nicht mehr so sicher. Sie empfand das deutlich, trotzdem sie allen Willen zum Gegenteil hatte.

Robert hatte ihr, seit er als Rekonvaleszent lag, oft geschrieben. Sie hatte ihm ruhig, freundschaftlich geantwortet, ohne irgendeine Andeutung auf das, was zwischen ihnen vorgefallen war. Das hatte ihn in seinen Briefen rasend, schier tobsüchtig gemacht. Schließlich

hatte sie ihm formell verboten, sie vor seiner Abreise noch zu besuchen.

Da war heute früh das Telegramm gekommen. Und jetzt? Er mußte gleich hier sein. Jeden Augenblick mußte die Glocke draußen läuten. Sie würde seinen Tritt hören, auf den sie so oft mit der Anspannung aller Nerven gehorcht hatte. Es war ihr seltsam und unheimlich zumute.

Es war jetzt vier Jahre her. Sie hatte zwei Tage vorher ihren dreiundzwanzigsten Geburtstag gehabt und war schon zwei Jahre mit Ferdinand verheiratet gewesen. Dieses zweite Jahr ihrer Ehe war ihr heute in einer schrecklichen Erinnerung. Sie befand sich damals in einem Zustand fortwährender quälender Nervosität. Und als ob diese Unruhe dadurch abgelenkt werden müßte, verliebte sie sich wider ihren Willen in jeden Freund ihres Mannes. Es war ihr eine Tortur, und doch konnte sie nicht anders. Es war stärker als sie.

Da war Robert gekommen. Sie kannte ihn zwar schon lange. Er war ein alter Freund Ferdinands, nur um drei Jahre jünger. An jenem Tag waren sie zusammen in die Bar zum Nachtessen gegangen, und Ferdinand hatte sich zum schwarzen Kaffee mit einem Herrn aus dem Ministerium — Ferdinand hatte damals diplomatische Ambitionen — an einen Nebentisch zu einer für ihn wichtigen Besprechung gesetzt. So war er immer gewesen. Er kannte nicht das leiseste Gefühl von Eifersucht. Immer hatte er sie mit

seinen Freunden allein gelassen. Es war ihm ganz gleichgültig, daß man ihr tolle und verliebte Dinge sagte. Vielleicht war er sogar glücklich, eine so junge, blonde und viel umschwärmte Frau zu haben.

Maja wurde dabei immer nervöser. Wenn sie Ferdinand eine Andeutung über die Werbungen und Liebeserklärungen seiner besten Freunde machte, lachte er und sagte: „Laß sie doch, wenn's ihnen wohl tut..." Er war seiner Frau sicher. Er nahm das als Kindereien und jedenfalls nicht ernst. Sie selber aber empfand es, trotzdem ihr der Flirt zuweilen recht behagte, wie eine Kränkung. Sie hätte ihn zuweilen eifersüchtig, wütend sehen wollen. Sie hätte sich eine entsetzliche, fürchterliche Szene gewünscht. Denn sie fühlte, daß sie das oft verdient hätte. Daß er aber nichts tat und manchmal nur etwas traurig und wohlwollend, wie ein Vater mit einem verirrten Kind, sprach, nahm ihr allen Halt.

Und dann waren diese neuen Tänze, die Tangomanie, wie eine Besessenheit über alle jugendlichen Gehirne gekommen. Und Maja hatte mitgetanzt, mitgeflirtet. Sie hatte es nicht toller getrieben als viele andere. Nur fiel sie mehr auf, weil sie mehr natürlichen Schick hatte. Damals war Robert schon zwei Jahre ihr Geliebter gewesen. Sie hatte das nicht sehr ernst genommen. Es war mehr eine Überspanntheit ihrer Nerven gewesen. Sie las damals mit Vorliebe Bücher und Witzblätter, die von eleganten Menschen handelten. Ferdinand brachte ihr das alles nach Hause.

Den Stil dieser Menschen und diese Karikaturen ahmte sie einfach nach. In ihrem Kindergehirn galt das für schick, und sie wollte in allererster Linie eine elegante Frau sein.

Ferdinand hatte Freude daran und war sehr stolz auf sie.

Es war für sie nun sehr aufregend, mit Ferdinand und Robert zuweilen abends im Kasino zu sitzen. Die beiden tanzten natürlich nicht, aber Robert war entsetzlich eifersüchtig. Er hielt Ferdinand lange Reden, er solle es nicht erlauben, daß Maja mit jedem hergelaufenen Brasilianer solche Tänze aufführe. Ferdinand lachte ihn aus. Er freute sich im Gegenteil daran. Denn Maja hatte einen großen Erfolg. Sie galt wirklich als eine der besten Tänzerinnen.

Aber auch das war bei Maja nur äußerlich. Doch es tat ihr jetzt wohl, wenn Robert sich erregte, wenn er fortwährend wütend und gekränkt war. Das war doch eine Äußerung, da war doch jemand, der sie im Zaum hielt. Einmal hatte er sie sogar mit der rechten Hand im Genick genommen und im Zorn wie einen jungen Hund hin und her geschüttelt. Maja hatte dabei furchtbar gelacht, aber es hatte ihr wohlgetan. Wenn Robert gekränkt war, schickte sie ihm Ferdinand, der ihn dann tröstete ...

Im Grund aber liebte sie doch nur Ferdinand. Alles andere: Robert und der Tango, die Eleganz und der Rotstift für die Lippen waren nur Nervosität, Überreizung, Ruhelosigkeit. Es wäre vielleicht alles nicht

so weit gekommen, wenn Ferdinand die Kaprizen nicht gebilligt und gefördert hätte.

Es läutete die Korridorglocke: Frau Maja fuhr zusammen. Das Dienstmädchen brachte auf einem Teller eine Karte. Es war eine Kollekte für irgendeinen mildtätigen Zweck. Sie legte einen Zehnmarkschein darauf, und das Dienstmädchen verschwand.

Dann war der Krieg gekommen und all das Leben von früher war plötzlich leer, unsinnig und kindisch erschienen. Ferdinand, der Offizier der Reserve war, hatte schon am Mittwoch weggemußt. In jenem Augenblick, als sie ihn zur Bahn geleitete, war ihr zum Bewußtsein gekommen, was er für ein guter Mensch war. Jetzt bekam alles, was ihr an ihm früher vielleicht zu mild und väterlich erschienen war, ganz andere, tiefere Farben. Noch nie in ihrem Leben hatte sie so schmerzhaft geweint, wie in jener heißen Julinacht, nachdem sie nun ganz allein war. Robert hatte sie damals gar nicht mehr gesehen. Er war telegraphisch nach Norddeutschland gerufen und später einem Regimentsstab als Automobilist zugeteilt worden.

Für Maja hatten dann qualvolle und doch wieder wunderbare Tage begonnen. Dieser ganze Monat August war für sie wie ein unaufhörliches, sie im Tiefsten aufwühlendes Drama. Oft fuhr sie spät abends noch mit der Trambahn in die Stadt, stand lange unter Hunderten von Menschen in einer Zeitungshalle, wartete geduldig, bis sie unter Püffen und Stößen vor den Depeschenkasten geschoben wurde, ging nachher

3*

wie im Traum durch die Straßen und wieder, wie von einem innern Feuer getrieben, in die Zeitungshalle zurück, hielt nochmals die Püffe und Stöße aus und las wieder ganz vergeistert dieselben Worte. Wenn sie dann müde und zerschlagen nach Hause kam mit brennenden und schmerzenden Füßen, dann war sie doch im stillen, trotz aller Angst, glücklich. Es war ihr, als wenn auch sie noch ihr Teil zu dem Großen beigetragen hätte, als ob auch sie mit allen Fibern mitten in dem Sturme stünde, der alle durchbebte.

Robert hatte sie ganz vergessen. Er war aus ihrem Gedächtnis wie weggeblasen. Als dann die ersten Karten von Ferdinand kamen, zuerst aus Lothringen, dann aus den Argonnen, wo er jetzt noch stand, da war sie ganz närrisch glücklich geworden. Sie war nun sechs, bald sieben Jahre verheiratet gewesen, und ihr schien, daß sie nichts voneinander gewußt und sich gar nicht gekannt hätten. Sie brauchte keine Gelübde zu tun, keine Vorsätze zu fassen, sie wußte in allen Fasern ihres Wesens, daß sie eine Neue geworden war, daß ihre ganze Ehe von vorn zu beginnen wäre, und daß erst jetzt etwas Wunderbares käme...

Dazwischen quälte sie das bange Warten, und die Nachrichten von den vielen Toten und die Angst, die sich mit dunkeln Fittichen auf ihre Seele senkte... Es war eine entsetzliche Zeit. Wenn neue Regimenter auszogen, war sie manchmal zum Bahnhof gefahren und hatte im hellen Trompetengeschmetter Trost und neue Kraft gefunden, während sie abseits stand und

ihr die Tränen in der Erregung über die Wangen rieselten.

Dann sah sie die ersten Krüppel an Krücken durch die Straße gehen, und es fror sie bei dem Gedanken, daß er so zurückkommen könnte. Aber ihre Vorstellung gewöhnte sich auch an dieses Bild, und schließlich war sie auf alles gefaßt. Wenn er nur wieder da wäre... wenn er nur noch lebte. Darauf kam alles an. Friedlicher gingen nun die Tage dahin.

In diese Ruhe war vor einem Monat im Januar Roberts erster Brief gekommen. Sie war nur erstaunt gewesen, mehr nicht. Er hatte sich in der Nähe der Schlachten und des Todes ihr genähert. Sie hatte sich von ihm entfernt. Was ihm natürlich war, wurde ihr unverständlich...

Sie war jetzt ans Fenster getreten. Die Sonne schien gelb und warm auf den Vorgarten. Es war schon ganz Frühling. In der Villa schräg gegenüber hing Bettzeug zu den Dachfenstern hinaus. Das Gesicht einer Köchin zeigte sich daneben, die ein Kissen ausklopfte.

Jetzt kam auch jemand daher, der wie Robert aussehen konnte, aber der Spaziergänger war in Zivil, und Robert mußte doch in Uniform sein. Sie drehte sich herum. Da sah sie plötzlich ein ganz merkwürdiges Bild in ihrer Vorstellung. Es war um dieselbe Zeit im vorigen Jahr gewesen. Auch so ein lauer, fast schwüler Vorfrühlingstag. Ferdinand war in die Stadt

gegangen, und Robert war gegen Abend gekommen. Und dort — neben der Vitrine hatten sie sich geküßt, als plötzlich die Türe aufging und Ferdinand den Kopf ins Zimmer streckte... Sie hielten sich beide noch umschlungen — so schnell hatte sich der Vorgang abgespielt. Beiden hämmerte das Blut in den Schläfen. Maja glaubte ersticken zu müssen. Und da geschah das Merkwürdige, Unheimliche. Ferdinand war so weit im Zimmer, daß sie beide sein Gesicht deutlich sehen konnten, aber er starrte nur gerade aus gegen den Flügel und nach der Glastüre des Eßzimmers, dann zog er sich wieder zurück...

Wenn Maja an diesen Augenblick zurückdachte, wurde ihr jetzt — ein Jahr später noch ganz schwindlig. Das ganze Feuer jener plötzlichen atemraubenden Angst brannte ihr im Blut. Sie dachte jetzt: „Wenn er mich gesehen hätte... was wäre Entsetzliches daraus geworden..." Wie froh sie war, daß das weit hinter ihr lag... wie ein Sturm, dem sie glücklich entronnen war.

Und Robert mußte gleich kommen... trotz allem war sie fast neugierig auf sein Gesicht. War er gealtert? Verändert? Er hatte nur eine Armverletzung gehabt von einem Granatsplitter... Ihr Atem ging unruhiger. Wenn sie sich jetzt genau... wirklich genau prüfte, war sie doch furchtbar erregt... Sie war ganz sicher, daß sie die Kraft finden würde, ihm zu widerstehen... ganz sicher war sie... sie lächelte sogar fast spöttisch über die Wutanfälle in seinen Briefen, aber

sie fühlte, daß sie heiße, ganz heiße Wangen hatte... sie ballte ihre kleinen Hände...

Da klopfte es an die Türe. Sie hörte einen schweren Tritt im Korridor auf und ab gehen... Das Dienstmädchen streckte das Gesicht herein und sagte strahlend: „Der Herr Baron ist da...“

Maja war es, als ob sie plötzlich einen Schwindelanfall bekäme. Sie war erstaunt über die Härte ihrer eigenen Stimme, als sie sagte: „Aber führen Sie ihn doch herein.“

Dann stand er unter der Türe. Sie sah zuerst nichts, als daß sein Gesicht nicht braun, aber fast rot war. Wie Pergament oder auch fast wieder wie marokkanisches Leder. Sonne und Schnee, Regen und eisiger Wind mußten da monatelang darübergegangen sein... Er trug die feldgraue Uniform und Wadenbinden dazu.

Sie streckte ihm die Hand entgegen, die er küßte. Sie merkte, daß er nicht reden konnte, daß er erschüttert war. Sie selbst hatte furchtbares Herzklopfen. Sie hatte alles andere erwartet... nur das nicht... seine Hilflosigkeit machte sie ganz schwach.

Dann saß er ihr gegenüber und begann zu erzählen. Er hatte Ferdinand nie gesehen, das sagte er ganz ehrlich, er hatte das mit den Grüßen nur als Vorwand benutzt. Durch einen Generalstabsoffizier hatte er zufällig in Brüssel von ihm gehört. Aber das war anfangs November gewesen.

Sie sprachen von seiner Verwundung. Er empfand

das als ganz nebensächlich. Der Benzwagen, den er steuerte, war freilich in Stücke, er selbst aus dem Wagen geschleudert und der Major i. G., den er führte, getötet. Er sagte, daß alles Zufall gewesen sei. Daß er aber froh sei, sich etwas ausruhen zu können.

Sie fühlte, wie er zitterte, während er redete.

Er sagte, als ob er ihre Gedanken ahnte: „Ja, meine Nerven sind ganz ruiniert..."

Wie wenn sie sich damit schützen könnte, zog sie einen Brief von Ferdinand, den sie in ihre Bluse gesteckt hatte, heraus und las ihm daraus vor. Es begann: „Während ich Dir schreibe, stehe ich bis zu den Knien in eiskaltem Wasser und Schlamm. Mir ist, als hätte ich keine Füße mehr..." Sie hielt inne, als ob sie erschöpft wäre und keinen Atem mehr fände.

Er lag zurückgelehnt in seinem Stuhl und hatte die Lider geschlossen. Um seine Mundwinkel zuckte es... sie hatte große und starre Augen. Sie dachte: „Um Gottes willen, was wird jetzt werden..., was wird jetzt werden..." Sie fühlte selbst, wie ihr, trotzdem sie ruhig saß, die Knie bebten. Sie war in einer brennenden Ratlosigkeit... wie wollte sie sich helfen?

Da öffnete er die Augen. Er hatte einen ganz vergeisterten, verschleierten Blick. Etwas unheimlich Mysteriöses lag auf seinem Gesicht.

„Was wird er anfangen?"... zuckte es durch ihre Gedanken... Vor dieser Qual fühlte sie sich machtlos.

Da stand er auf, kam auf sie zu und setzte sich wie früher neben sie auf die Fauteuillehne. Sie hatte nicht

die Kraft, es ihm zu wehren. Und wie früher nahm er ihren Kopf und küßte sie erst leise, dann immer heißer auf den Mund. Da wußte sie nicht, wie ihr geschah, aber sie ließ alles mit sich geschehen...

Nachher stand er auf und ging langsam und gebückt hinaus.

Sie saß halb besinnungslos auf dem Sofa und hörte, wie das Mädchen die Korridortüre hinter ihm schloß. Es war ihr, als ob sie jetzt tot und starr sei. In allen Nerven fühlte sie einen Schmerz, für den es keine Erklärung und keinen Trost gab. Als ob sie von einem Sturm gepeitscht wäre, suchte sie nach einem Halt. Die Brust schmerzte sie, das Atmen tat ihr weh. Da fühlte sie plötzlich wieder unter ihrer Hand Ferdinands Brief.

Sie las mit entgeisterten Augen: „Während ich Dir schreibe, stehe ich bis zu den Knien in eiskaltem Wasser..." Sie starrte entsetzt auf die Zeilen, dann begann sie plötzlich das Papier wie eine Verzweifelte zu küssen. Dann weinte sie leise. Sie wußte, daß sie ihn noch nie so geliebt hatte wie in diesem Augenblick.

Pioniere

Es war fast kein Geräusch in der Nacht. Der Mond stand als eine schmale Sichel neben einem Haufen geballter Wolken am Himmel. Die Kanonade hatte wie alle Abende von zehn bis elf gedauert, aber es war kein Nachtangriff gefolgt.

Sanders kroch jetzt langsam im Bachbett aufwärts. Die Gräben waren rings um das Hochplateau staffelförmig aufgeführt, weiter oben befanden sich starke Artilleriestellungen. Nur in der Talsenkung, deren Durchmesser 150 Meter betrug, schien nach den Meldungen der Patrouillen nur ein Drahtverhau zu sein, der von oben beiderseits unter Artilleriefeuer genommen werden konnte.

Es hatte vor zwei Tagen noch geschneit, aber der Schnee war im Regen der vorigen Nacht wieder abgeschmolzen, und der Bach ging zwischen dem Gesträuch ziemlich hoch. Sanders watete langsam im Wasser vorwärts. Er hatte das Gewehr schußbereit im Arm, eine Drahtschere seitlich hängen, das Werkzeug und die Lydditbombe in einem Rucksack auf den Rücken geschnallt.

Rings war es dunkel, nur seitlich auf der Wiese waren große Schneeflecke. Von oben aber hörte er jetzt plötzlich Stimmen. Es mußte auf halb eins gehen. Etwas vor zwölf war er aufgebrochen. Er hatte die äußerste Linie der feindlichen Posten schon hinter sich.

Er stieg bedächtig aufwärts, horchte nach jedem zweiten Tritt und stand minutenlang still. Er hatte das Schwerste vor sich. Mitten durch die feindlichen Linien die Höhe zu erreichen, also eine Strecke zurückzulegen, die ungefähr einen Kilometer betrug. Darauf auf der andern Seite immer auf dem vom Feinde dicht besetzten Terrain zwei Kilometer weit in die Talsohle niederzusteigen und die Brücke bei B. zu sprengen, denn in der Nacht noch sollten die vom Feinde seit Wochen gehaltenen Stellungen auf dem Hochplateau von Ch. gestürmt werden. Der Angriff war auf halb vier angesetzt.

Es hatten sich für diese Mission drei Freiwillige gemeldet, und Sanders schien dem Abschnittskommandeur die größten Fähigkeiten zu haben. Er war Maschineningenieur eines großen Elektrizitätswerkes in B. in der Schweiz gewesen und erst bei Kriegsanfang zur Truppe gestoßen. Dreißigjährig, sehnig, mager, im Sport trainiert, mit vorzüglichen technischen Kenntnissen, hatte er es bereits zum Unteroffizier gebracht und war als Offiziersstellvertreter vorgeschlagen.

Da war gestern der Befehl zur Sprengung der Brücke vom Armeekorpskommando gekommen, und die Aufgabe hatte ihn sofort gereizt. Etwas fast Nebensächliches hatte dabei den Ausschlag gegeben. Er hatte zum Obersten gesagt: „Ich habe die Überzeugung, daß ich das machen kann, und wenn ich an etwas glaube, dann ist es mir noch selten vorbeigelungen ..."

Der Oberst hatte die klare, helle Intelligenz aus

seinen Augen blitzen sehen und ihn angestarrt, wie man einen ansieht, der schon fast in der andern Welt steht, und hatte gesagt: „Dann versuchen Sie es ..."

Er hatte noch einen Brief an Marga geschrieben, mit der er seit dem Frühjahr verlobt war, und hatte dann ein paar Stunden tief geschlafen. Gegen Mitternacht hatten sie ihn geweckt, und dann war er rasch draußen gewesen.

Er hatte den Plan der Postenstellungen, so gut man ihn hatte mitteilen können, klar im Kopf. Da war erst eine Rinne gewesen, einem kleinen Wäldchen entlang. Die äußerste Feldwache hatte er drei Meter von sich entfernt plaudern hören, aber er war mit atemloser Brust vorbeigekrochen, die Hände bis zu den Ellenbogen in Lehm und Sumpf. Das Gewehr war ihm äußerst hinderlich, aber es bot ihm die einzige Möglichkeit, einen Posten im Notfall anzurennen. Denn der geringste Laut war Gefahr.

Er stand jetzt wieder still und hielt sich neben einem Busch ans Bachbett gekauert. Bis zu den Knien war er im Wasser, das seine Wadenbinden ganz durchtränkt hatte. Seine Füße brannten ihm schon wie Feuer, ein leises Frösteln zog ihm das Rückgrat hinauf, aber er unterdrückte wieder den Atem, um ruhig und deutlich hören zu können.

Von Osten kam ganz fernher das dumpfe Brummen schwerer Geschütze, von oben hörte er einen Laut, als ob ein Karren über Steine führe, sonst war nichts zu vernehmen. Er hatte bis zum Sattel noch etwa

300 Meter zu steigen, er wußte auch, daß er in ein paar Minuten den zweiten Posten zu passieren hatte, daß dann die Senkung des Baches sich vergrößerte, und daß ganz oben zu beiden Seiten ein langsam ansteigender waldiger Hang war.

Er fühlte den Druck des Sackes auf dem Rücken und die Kanten der Sprengpatrone. Er dachte: „Wenn mir einer die Brust durchschießt und die Ladung trifft, zerfliege ich in tausend Fetzen... in tausend Fetzen...," wiederholte er in seinen Gedanken. Jetzt sah er plötzlich Margas Gesicht. Er hatte sie vor der Abreise nicht einmal mehr sehen können. Sie war mit ihren Eltern in Grindelwald gewesen, und er für seine Fabrik in Berlin. Von einem Tag zum andern war das alles gekommen. Er dachte: „Am Sonntag vor einem Jahr haben wir in Arosa geschlittelt..." Er sah deutlich ihr gerötetes vergnügtes Gesicht. Es war fast zu oval, fast zu ebenmäßig. Wenn ihr Teint von der Sonne und dem Sport nicht immer braun gewesen wäre, hätte sie für eine Schönheit gelten können. Aber er liebte sie, wie sie war. Sie hatte so viel mehr Rasse. Wenn sie lachte, zeigte sie eine kleine, kaum millimeterbreite Zahnlücke. Er hatte sie beim Tennis kennen gelernt. Das war alles sehr fern.

Die Hände fingen ihn jetzt an zu brennen. Die Rechte mußte er an einem Kiesel geschürft haben. Und doch war er ja erst am Anfang.

Er spähte hinaus. Aber er konnte nichts sehen.

Da klang kaum zwanzig Meter von ihm entfernt eine Stimme. Eine andere antwortete. Tritte tönten, die im Schmutz stapften. Er hielt sich wieder an den Bachrand gekauert. Wie eine heiße Welle stieg es ihm aus dem Herzen ins Gehirn. Dann atmete er auf.

Jetzt mußte der Posten kommen. Er war nicht zu umgehen. Er stellte die Wache dar zwischen den hundert Meter auseinander liegenden Gräben. Sanders ging geduckt, wie jemand, der zum Sprung bereit ist. Das Gewehr, das von oben bis unten voll Schlamm war, hielt er mit beiden Händen.

Vor ihm schwirrten zwei Vögel aus einem Busch.

Es fing plötzlich leise zu regnen an. Jetzt stand er zehn Meter vor der Biegung, aber sein Blick prallte an der grauen schmutzigen Dunkelheit wie an einer Mauer ab. Aus dem Bach wagte er sich nicht heraus. Er war ihm die einzige Richtlinie, die er hatte. Er erinnerte sich eines Falles, wo sich zwei feindliche Patrouillen direkt vor die Gräben verirrt hatten und in der Dunkelheit fast in die Stellung gefallen waren.

Da war ein Busch zur Linken. Dort endlich die Biegung. Und irgendwo dort mußte der Posten stehen. Wie eine Katze schlich er sich heran. Oben tönte östlich Pferdegetrappel. Deutlich hörte er die Hufe von zwei Tieren.

Da stand ihm schier der Atem still. Vor dem Busch war eine schwarze, unbewegliche Gestalt. Klar unterschied er ihre Silhouette. Er hielt sich still. Hatte

ihn der andere gesehen? Er hörte keinen Laut. Nur ein dumpfes Brausen klang ihm in den Ohren. Es war ihm jetzt auch, als ob der andere mit dem Arm eine Bewegung machte. Und dann geschah das Unwahrscheinlichste. Die Gestalt löste sich plötzlich auf. Verschwand langsam und war weg.

Er verlor vor Erregung fast den Atem.

Nach einer Weile kroch er weiter. Er fühlte kalte Schauer, die das Rückgrat niederrannen. Hatte er Fieber? War alles nur eine Halluzination? Der Schweiß perlte ihm über die Stirne. Aber er mußte ja vorwärts...

Da sagte plötzlich eine Stimme neben ihm in der Dunkelheit, während ein Gesicht fast vor dem seinen war: „Qu'est ce que tu fous là?“

In zwei Sekunden war alles geschehen. Statt jeder Antwort hatte er ihm das Bajonett in die Herzgegend gestoßen. Der andere seufzte nur leise röchelnd und lag ihm direkt mit dem Körpergewicht auf dem Gewehr. Vorsichtig löst er ihn ab und legt ihn jenseits ins Gestrüpp. Dann nahm er des andern Käppi und setzte es auf.

Mit siedendem Gehirn ging er weiter. Für Sekunden vergaß er, daß Krieg war, daß er eine furchtbare Aufgabe zu lösen hatte. Einzig die Idee, daß er einem Menschen, den er nicht kannte und dessen Gesicht aus dem Dunkeln gekommen war, das Bajonett ins Herz gestoßen hatte, war ihm grauenhaft.

Da war er aber schon am Drahtverhau. Er legte

vorsichtig die Schere mit den Isoliergriffen an, um zu kontrollieren, ob die Drähte elektrisch geladen wären. Es war nicht der Fall. Sie zu durchschneiden schien ihm nicht ratsam. Wie er den ganzen Verhau näher prüfte, dachte er sich: „Er ist sehr schlampig gemacht." Langsam stieg er hinüber. Plötzlich fuhr ihm ein Stich durchs Bein. Er hatte den Eindruck, daß er blutete.

Er kam sehr langsam vorwärts. Drei Verhaue mußte er nacheinander überkriechen. Der Bach lief jetzt nur noch ganz schwach. Allmählich trat er in den bewaldeten Bergsattel ein.

Aber da war die neue Gefahr. Hart der Schlucht entlang ging die Straße. Sie war jetzt kaum mehr als vier Meter über der Rinne. Sanders mußte im kalten Bachbett kriechen, um nicht gesehen zu werden. Er empfand eine furchtbare Müdigkeit in sich. Die Augen schmerzten ihn, die Hände waren zerschunden, die Arme von der Anstrengung wie gebrochen. Dabei lief ihm das Schneewasser über die Glieder.

Oben nahten feste Tritte. Ein ganzer Zug Chasseurs Alpins marschierte vorbei. Endlich konnte er weiter kommen.

Er war jetzt zur Höhe des Sattels gelangt, wo der Bach nach rechts abbog. Im Gestrüpp arbeitete er sich weiter, bis er unten vereinzelte Lichter sah. Das mußte V. sein, das an der Eisenbahnlinie lag. Von V. bis zum Fluß und bis zur Brücke mochten es noch 500 Meter Distanz sein.

Es ging nun bergab. Die Straße entfernte sich auf einer kurzen Strecke von der Schlucht. Er atmete auf, als plötzlich Zweige neben ihm knackten und Stimmen laut wurden. Er glitt sofort nieder und legte sich platt hin. Er konnte nicht sehen, wer aus dem Dickicht trat. Den Stimmen nach mußten es drei Mann sein. Sie wandten sich nach oben. Auf der Straße wurde es lebendig. Wohl drei Kompagnien zogen den Berg hinan.

Als er wieder ein paar Schritte gemacht hatte, gewahrte er, daß weiter unten in hundert Meter Entfernung eine Lichtung mit einem Haus war, um das sich ein ganzes Zeltlager befand.

Da war nicht durchzukommen. Die Straße zu überqueren, konnte er kaum riskieren, und wenn er es riskierte, dann kam er jenseits den Berghang hinan und nicht hinab zum Fluß. Mit fliegendem Atem stand er da und wußte einen Augenblick lang keinen Rat. Sollte hier alles zu Ende sein, sollte er es nicht vollbringen können? Eine leise Wut erfaßte ihn bei diesem Gedanken. Feine stechende Schmerzen gingen ihm durch die Schläfen.

Er mußte sich setzen, denn oben kam neues Geräusch. Deutlich drang das Hämmern eines Motors den Berg herauf. Sanders horchte. Sein Gehirn konstatierte ganz mechanisch, daß es eine gute Maschine war. Der Wagen fuhr oben vorbei.

Seine Gedanken irrten unvermittelt wieder zu

Marga. Er hatte zuletzt oft nächtelang mit einer brennenden Ungeduld an sie gedacht.

Wie ein lockendes, wundersames Ziel kam sie ihm vor und zugleich wie etwas fast Unerreichbares. Alle Hoffnungen seiner Existenz hatten sich wie nie zuvor in ihr wie in einem Phantom vereinigt, dem seine Phantasie unaufhörlich nachjagte, das ihn beschäftigte und quälte... Während ihm das durch das Gehirn zuckte, kam von jenseits der Schlucht ein Geräusch. Man mußte die tote Wache entdeckt haben. Man war ihm auf der Spur.

Hastig schlich er bergab. Zwischen dem Zeltlager und der Straße war kaum ein Zwischenraum von zwanzig Metern. Dort schien auch Bewegung zu sein. Aber es gab jetzt kein Besinnen. Dem Hang nach kroch er auf allen vieren. Seine Hände griffen in Dornen, in Lehm und Steine, es gab kein Halten mehr. Jede Minute war kostbar. Das Gewehr war ihm wieder sehr hinderlich. Dabei dachte er: „Wenn ich den Mantel des toten Soldaten genommen hätte, könnte ich ruhig vorbeimarschieren."

Von oben hörte er nun deutlich Stimmen. Es waren Mannschaften, die den Wald absuchten, sich gegenseitig Zeichen gaben. Neben den Zelten war ein Feuer, um das ein paar Soldaten saßen. Auch Pferde standen da. Der ganze Zwischenraum lag im Lichtschein. Er konnte nicht durch. Von oben waren sie wie Hunde hinter ihm her. Er kroch jetzt den Hang hinan. Er mußte über die Straße und jenseits hundert

Meter im Graben vorwärts kommen, dann wieder überqueren, und dann war vielleicht ein neues Hindernis da...

Als er oben war, schien es ringsum ruhig zu sein. Auf allen vieren ging er hinüber. Kaum war er in der Mitte, als das Auto von oben zurückkam. Wie ein Stich fuhr es ihm durchs Herz. Ein Sprung, und er lag jenseits im Gestrüpp. Eine Staude hatte ihm die ganze Wange aufgeritzt. Zugleich fühlte er: „Sie haben mich gesehen."

Schon glitt ihm auch der Lichtschein über das Gesicht... aber der Wagen sauste bergab. Eine Minute lang glaubte er, daß ihm der Kopf zerspringe. Er war nicht mehr fähig, einen Gedanken zu fassen, aber er mußte bergab. Der Rücken tat ihm jetzt so weh, daß er aufrecht im Gesträuch marschierte.

Da kam ein Hang. Es war alles ganz dunkel. Er rutschte hinunter. Jetzt erst fühlte er, wie ihm das Blut warm über die Wange rann.

Da war fünfhundert Meter vor ihm der Bahndamm. Er fühlte sich zerschunden, zerschlagen... aber er mußte vorwärts... Fernher tönte eine Kirchturmuhr. Er glaubte, daß es ungefähr drei wäre. Oben glitt das Licht eines Scheinwerfers den Hang entlang. Er legte sich in einen Graben... jetzt suchte man mit dem Licht die ganzen Wiesen ab. Es dauerte wohl eine Viertelstunde. Dann überkroch er den Damm.

Da war zur Linken ein vereinzelter Hof mit Licht. Dort war wohl ein Kommando. Er drückte sich öst-

4*

lich davon vorbei. Wie etwas Himmlisches kam es ihm vor, daß er bis dahin gelangt war. Dreihundert Meter oberhalb der Brücke mußte er in den Fluß. Auf der Straße gegen V. sprengten Reiter. In der ganzen Gegend wurde es unruhig. Der Lärm pflanzte sich fort, den Berg hinauf. Man schien fieberhaft zu suchen. Nun glitt er ins Wasser. Er hatte das Gewehr am Ufer versenkt und den Rucksack vor die Brust gebunden. In den Gliedern hatte er fast kein Gefühl mehr. Die Beine wurden ganz steif. Der mittlere Pfeiler der Brücke war beim Rückzug von der Marne her schon einmal angebohrt worden, aber die Sprengung hatte nicht mehr vollzogen werden können. Langsam trieb er darauf zu.

Zu beiden Seiten sah er die schwarze Silhouette eines Postens stehen.

Bis zum Hals war er drin und fühlte den Krampf in den Waden. Dabei hatte er immer noch das Käppi auf. Lautlos kam er unter die Brücke, glitt um den Pfeiler herum. Ringsum war es still. Er konnte kein Geräusch wagen. Mit beiden Händen zog er sich hoch und fand noch die Bohrlöcher. Die Ladung war herausgenommen. Er zog die Lydditbombe heraus, die aussah wie eine Weinflasche, und steckte sie hinein. Dann zog er das Uhrwerk auf, das an der Zündung war. Der Zeiger war schon gestellt. Er glitt jetzt ins Wasser zurück. Sah die Silhouetten der Brückenbogen wieder in der Nacht verschwinden. Er war schon weit weg, und immer zeigte sich noch nichts. Er hatte das

Gefühl, als ob seine Beine jetzt gefrören... Wie ein leiser Schmerz ging es durch sein Gehirn: „Wenn alles umsonst gewesen wäre... wenn die Explosion nicht erfolgte..." Er dachte an die beiden Posten, die links und rechts von der Brücke standen. Die Leute taten ihm leid... Er wurde zusehends müder...

Da ging vorn eine weiße Stichflamme hoch. Eine starke Detonation... mehr war in der Nacht nicht zu sehen.

Er fühlte, wie sein Gesicht siedend heiß war und seine Glieder ganz starr. Er hatte noch eine Stunde im Wasser zu treiben, bis er zu dieser Stelle kam, die von Jägern besetzt war, wo er ans Land kriechen konnte. Würde er es aushalten... Es war ja auch fast gleichgültig. Er sah wieder die Augen seines Obersten, der ihn etwas traurig und kummervoll ansah und darauf sagte: „Dann versuchen Sie es..." Er dachte: „Der hat auch die ganze Nacht nicht geschlafen." Es war, als ob das alles schon Jahre her sei... Langsam trieb er im Wasser weiter... halb im Traum hörte er Kanonenschläge. Das war ein Zeichen zum Sturm auf die Höhen vor S.

Das Asyl

Wenn er jetzt die Augen öffnete, strahlte es vor ihm in allen Farben des Regenbogens. Mit solcher Macht brach die Flut der bunten Lichter auf ihn ein, daß er fast konvulsivisch die müden Lider wieder schloß. Er hörte neben sich ganz leise reden. Vor allem eine Stimme, die immer im selben Tonfall murmelte. Dazu kamen Geräusche, wie sie nur in einem großen Raume und von vielen Menschen entstehen können.

Von ganz weit her aber tönte Geschützfeuer, und er dachte: „Mögen sie vorläufig brummen. Wenn ich zwar auch im ganzen Gesicht und bis über die Ohren und außerdem am rechten Arm bandagiert bin, so ist das noch kein Beweis, daß ich mit dem allem nichts mehr zu tun haben werde, im Gegenteil..." Kreisler Hermann, vormals Student der Kunstgeschichte, Kriegsfreiwilliger und Schießgehilfe der xten Maschinengewehrabteilung, der xten Kompagnie, und zwar ihrem linken Flügel zugeteilt, wird sich eines schönen Morgens wieder bei seinem Leutnant zu melden haben und hoffentlich nicht mehr in Flandern, sondern ein tüchtiges Stück westwärts...

So ungefähr zuckte es in einem jähen Blitzen durch sein Gehirn, und es tat ihm wohl, trotz seiner augenblicklichen, etwas maroden Existenz, diese vergnügliche Aussicht auf eine sozusagen lebendigere, wenn auch von

hundert Kanonenschlünden erleuchtete Zukunft zu konstatieren.

Aber Kreisler hatte trotz dem Aufwand seines Willens nicht mit seinen Nerven und seinem Blutverlust gerechnet, und ehe er sich's versah, wurde es in seinem Gehirn, als ob plötzlich alle Lichter abgelöscht wären, wieder dunkel und kalt. Er fror entsetzlich, als er unvermittelt in einem grauen Wintertag und in einem heulenden Getöse der Kanonen stand, während er mit der Kompagnie wieder in die Feuerstellung einrückte, nachdem er einen Tag und eine Nacht im Quartier gelegen hatte.

Wie Stiche ging es ihm Schlag für Schlag in die Nerven. Da war westlich vom Dorfe eine Häusergruppe und dahinter verborgen eine eingegrabene Haubitzenbatterie. Die Häuser hatten keine Fenster und keine Dächer mehr. Nur bei einem Bau stand noch ganz isoliert der Kamin wie ein Strich in der Luft.

Und dann marschierte Kreisler plötzlich im Nebel, in einem Dampf von furchtbaren Gasen, die so dicht wurden, daß man die Sonne nur noch wie durch ein mattes milchiges Glas sah. Darauf standen zwei... drei dunkle Punkte am Himmel, die rasch näher kamen.

Der kleine Leutnant, der neben dem letzten Zug ging, schaute nach oben. Kreisler dachte: „Teufel... Teufel... das kommt uns ins Genick." Ein Kommando. Alle waren wie auf den Boden gefegt. Der Atem stand still. Da tönte ein Krach. Ziegelsteine, Erde flogen herum. Ein neuer Krach, ein Zetergeschrei

von hinten. Gestöhne von Pferden. Gedankenblitze: Granate, Trainkolonne. Zwei Pferde, die nebeneinander gegangen waren, lagen jetzt wie blutige zerstampfte Knäuel zwanzig Meter voneinander. Eines kam in rasendem Galopp nach vorn, während ihm das Blut armdick zur Brust herausspritzte. Plötzlich bog es nach rechts ab und lief wie irrsinnig immer im Kreis herum...

Oh Traum, alle Träume... ein Gehirn ist schrecklicher als ein Kinomatograph, und trotz der Bandagen, die ihm nur die Spitze der Nase und die beiden Augen freiließen, rollten dem Kriegsfreiwilligen Kreisler Schweißtropfen über die Stirne, und er keuchte... er keuchte...

Was waren da für Gesichter. Alle blaß, wie von einer entsetzlichen Anstrengung zusammengekniffen. Alle dachten: „Wenn wir nur erst in der Stellung wären..." Nur einer summte: „Ich hatt' einen Kameraden, einen bessern findst du nit..."

Oh dieses Pfeifen durch die Luft, alle hoben den Blick, alle fühlten den Strom im Gesicht. In jedem Auge war ein Bild, eine Kurve der Geschosse. Eine Sekunde lang schnürte sich jedem die Brust zusammen, und dann atmete man wieder auf.

„Die Trommel schlug zum Streite..." summte der andere weiter.

Kreisler dachte: „Wenn ich nur dem Unteroffizier seinen Pfeifenstummel hätte..." Aber da war ja kein

Tabak drin, und die Pfeife war auch vom Morgennebel ganz naß. Diese Pfeife diente nur selten und ausnahmsweise zum Rauchen. Aber der Unteroffizier hatte mit seinen Zähnen schon tiefe Rinnen in das Pfeifenrohr gebissen. Das liebte er, das gab ihm Halt.

Da kamen Radfahrer über das Feld gefahren. Ein Reiter sprengte hinterher. Es war, als ob die Leute ein Wettrennen veranstalteten. Plötzlich aber legte sich der Reiter auf den Rücken des Pferdes zurück, und dann war er nicht mehr da. Das Pferd lief noch ein paar Schritte und stand dann still.

„Wie unheimlich das ist," dachte Kreisler, „daß das so in hundertfünfzig Meter Distanz passieren kann, und man hat kaum den Schuß gehört, wenn es zwar auch im Westen knattern mag, aber das ist doch noch weit weg..." Und da stand auf einmal ein neues Bild. Ganz haarscharf ins Gehirn projiziert. „Sind das noch Menschen?" dachte Kreisler. Da war eine Sanitätskolonne. Aber man sah kein Feldgrau, keine Uniform mehr. Da war Lehm auf Lehm, Kot auf Kot. Die Bandagen waren mit dem Lehm und den Gesichtern verwachsen. Stille schritten sie dahin. Fünf wurden auf Bahren getragen. Oh alles Elend dieser Welt! Da kamen Pferde. Das Fell war vom Nebel naß, die Weichen voll Blut... und da noch ein Trupp Gefangene. Etwa zwanzig Mann. Kleine magere Gestalten. Ein Jammerbild und alle wie durch einen Sumpf geschleift.

Der Kriegsfreiwillige Kreisler, dessen fiebernder neunzehnjähriger Körper mit hundertachtzig andern verwundeten Kameraden in der Kirche zu L. lag, fing jetzt plötzlich zu schreien und zu kommandieren an, daß die Krankenschwester heran kam und ihm Essig aufs Gesicht träufelte, während sie sein Fieber maß. Kreisler hatte eine schwere Bajonettverletzung in der rechten Schulter. Auch eine leichte Läsion in der Schädeldecke, die offenbar von einem Schlag herrührte.

Sein Gesicht wurde allmählich wieder stiller. Zuweilen wollte er eine Bewegung machen. Dann spielte ein Ausdruck des Schmerzes um seinen Mund, und er lag wieder regungslos still, als ob er auf ein Brett gebunden wäre.

Nur in seinem gequälten Gehirn sprühte es wie Funken auf. Da war ein Kanal und eine Schiffsbrücke. Und in diesen Kanal hämmerten Granaten Schlag auf Schlag. Bretter, Balken wurden hoch in die Luft getragen und fielen ins Gelände. Ein Schrapnell krachte über der Kompagnie. Ein Hagel von Sprengstücken schoß nieder. Ein Kommando. Keuchend raste man vorwärts bis zum Fluß. Die Brücke lag zerschossen, und die Balken schwammen im Kanal. Die Offiziere sprangen als erste ins Wasser. Es war eiskalt. Wie Feuer brannte die Kälte auf der erhitzten Haut. Es ging schon bis zur Brust. Über den Damm weg pfiff und zischte unaufhörlich Infanteriefeuer. Man erreichte die jenseitige Böschung. Wer aber mit dem Körper über den Damm ragte, wurde

weggemäht, man konnte weder vorwärts noch rückwärts.

Kreisler stand bis zur Hüfte im Kanal und schmiegte sich an die Böschung. Der Unteroffizier kaute an seinem Stummel und hatte ein graues und müdes Gesicht. Alle fühlten, wie die Glieder allmählich steif wurden. Der vierte Mann rechts war plötzlich verschwunden. Einfach eingesunken.

Da rissen alle die Augen auf. Ein Geschoß war auf die jenseitige Böschung gefallen. Eine mörderische Explosion... eine zweite, dritte... Da gingen sie am rechten Flügel hoch. Wie Ratten krochen sie aus dem Wasser und über den Damm. Die Kleider wurden in der Kälte starr. Auf dem Bauch krochen sie über Äcker, die unter Feuer lagen. Jeder dachte: „Es ist ja nicht mehr zum aushalten... nicht mehr zum aushalten..."

In einer Zehntelsekunde blitzte das durch Kreislers Vorstellung.

Er öffnete die Lider. Er hatte einen kranken glänzenden Blick. Er sah nicht die Schwester, die neben ihm stand.

Er wurde jetzt ruhiger. Er saß im Hofgarten-Café an einem Ecktisch und schaute hinüber in die Residenz. Es war ein warmer Julinachmittag. Er war eben von einer Vorlesung aus der alten Pinakothek gekommen. An einem Nebentisch saßen ein paar junge Mädel bei Erdbeerkuchen und schwatzten.

Plötzlich aber sagt der Unteroffizier neben ihm:

„Dös is a verdammte Kält'n!" Sie mußten hinter einem Wäldchen kauern. Der Boden war hart gefroren. Die Soldaten saßen auf ihren Tornistern. Mannschaften vom Train suchten Holz herbei. Man zündete ein Feuer an und hielt die Hände gegen die Flammen. Der Leutnant war weggegangen. Er stand vor der Front des dritten Zuges mit den andern Offizieren zusammen.

Kreisler betastete sich die Uniform. Es war, als ob sie gefroren sei. Im Gewebe des Stoffes glitzerte es wie von Kristallen.

Da jagte auf blutendem Gaul ein Jäger mit einer Meldung heran. Man mußte eine Kompagnie ablösen, die schwere Verluste hatte. Man marschierte sofort ab. Der Gesang der Granaten hob wieder an. Die meisten schauten mit interessiertem, aber ruhigem Blick zum Himmel auf.

Der Boden war sumpfig, man brach mit den Stiefeln durch eine dünne Eisschicht ein. Das ganze Gelände war ein großer Tümpel. Manche steckten bis zu den Knien drin. Man schaffte sich wie in einem dicken Teig vorwärts.

Da war wieder ein Wald. Dahinter das Dorf Z. Da kam ein Gefangenentransport. Ein Dutzend glattrasierter brauner Engländer. Es waren Dragoner, ein Offizier dabei, ein schlanker, eleganter Mensch.

„Was ist denn das... was ist denn das...?" dachte Kreisler, und das Herz schnürte sich ihm zusammen. Was wird der Hauptmann sagen, daß ich

jetzt plötzlich auf dem Marienplatz stehe, in dieser dreckigen Uniform. Es überkam ihn eine entsetzliche Angst, und er lief was er konnte durch alle Leute die Ludwigstraße hinauf... Er dachte immer, es müßten welche hinter ihm herkommen und ihn fassen und ihn fragen: „Warum sind Sie nicht bei ihrer Kompagnie? Sind Sie etwa ein Deserteur oder sonst ein ganz feiger Halunke...?"

Kreisler stöhnte wieder entsetzlich auf. Er lief jetzt schweißgebadet auf der Schwabinger Landstraße, die kein Ende nehmen wollte... kein Ende nehmen wollte...

Der Arzt stand jetzt an seinem Bett: „Ein unruhiger junger Mann," sagte er zur Schwester, „und wie brandmager..."

Die Schwester antwortete: „Er hat noch so ein Kindergesicht..."

Aber für Kreisler kam die Sache mit der Landstraße wieder in Ordnung. Er muß sich dem Leutnant gar nicht zurück melden. Er war plötzlich mitten drin, und sie gingen im Sprung über eine Wiese. Da war Z., ein Dorf ohne Kirchturm und in rauchenden Trümmern. Daneben standen aber noch ein paar unversehrte, ganz schmucke Häuser.

Westlich waren hinter Hecken und Zäunen Gräben. Man löste eine Kompagnie der 16er ab und brachte das Maschinengewehr in Stellung. Es war jetzt mittags halb zwölf. Der Gegner war nicht zu sehen. Da wollte sich der Leutnant des zweiten Zuges aufrichten,

um einen Befehl zu geben. Mit einem leisen Schrei brach er zusammen.

Vom Beobachterposten auf einer Baumkanzel kam die Meldung, daß starke englische Schützenlinien im Vormarsch seien auf Z. Richtig, da begann auch schon wieder die Kanonade. Schrapnells hagelten herein. Schwere Granaten rollen heran. Es wurde kein Schuß abgegeben, aber der Unteroffizier zog neben Kreisler die Patronengurte ein. Kreisler hatte Gurten auf den Knien und saß neben ihm wie ein Famulus.

Schon waren die Engländer auf 600, auf 500, auf 400 Meter heran. Man sah ihre Bajonette in der Sonne blitzen. Aber kein Schuß fiel. Die sollten erst näher sein ... Nun kamen sie schon von der Höhe und seitlich aus dem Wald ... Hier war kein Mann zu sehen. Alle warteten mit bebenden Nerven in die Gräben geduckt.

Da kam das Signal, Kreisler sah, wie des Unteroffiziers Hände blitzschnell in die Handgriffe fuhren. Die erste Salve prasselte hinaus. Die Braunen kamen jetzt über die Wiese gelaufen, stürzten zu zehn ... zu zwanzig, sanken in die Knie und stützten die Hände auf, als ob sie etwas suchten. Der Angriff kam zum Stehen, die Linien wankten. Jäger zu Pferde kamen zur Unterstützung an, und jetzt ging es vor, Bayern, preußische Jäger und Dragoner. Die englische Artillerie feuerte plötzlich Granaten hinein, aber sie platzten hinten, vorn war nur ein Atem, nur ein Sturm ...

Kreisler hatte ein Gewehr in der Hand und stand

plötzlich in einem feindlichen Graben, Schreie, Geflüche, ein Gemetzel, eine Handgranate platzte und warf einen ganzen Wall von Kot und Steinen auf. Oben stachen ein Dutzend Kerle aufeinander ein. Zwei hatten sich an der Gurgel. Beide verloren das Gleichgewicht und fielen in den Gang herunter. Der Sechzehner zu unterst. Der Braune zog den Revolver und wollte ihn wie einen Hund abschießen, da schlug ihm Kreisler mit dem Kolben auf den Kopf, daß es krachte wie beim Knacken einer Nuß.

Eben fegte eine Infanteriesalve über den Graben weg, Hunderte von Verwundeten lagen da. Die Luft war voll Rauch...

Kreisler schlug plötzlich die Augen auf. Sein Blick war noch ganz irr. Seltsam, daß er in zwanzig Sekunden zehnmal dasselbe träumen konnte, und daß die Bilder sich jagten und immer wiederkamen, immer entsetzlicher wurden und in allen Einzelheiten grausam klar dastanden, wie etwas Drohendes und unendlich schwer auf der Brust Lastendes.

Die Krankenschwester war wieder herangekommen: „Nun?" fragte sie, „sie waren unruhig..."

Kreisler sah erst, ohne den Kopf zu bewegen, rückwärts über die vielen Betten, die da im Seitenschiff und in der Mitte der Kirche standen, alles war mit weißen Tüchern ausgeschlagen, und in dieses Weiß hinein schwamm es von den Fenstern wie ein Duft von goldenen Farben.

„Mir ist," sagte er endlich, „als würde ich noch

viele Jahre dasselbe träumen ... und in einer Nacht so deutlich wie in der andern ... Glauben Sie mir, daß das aufregend ist ...?"

Er wollte jetzt aber an gar nichts mehr denken, denn es überkam ihn wieder die Mattigkeit, und er verlangte nichts anderes, als still und müde nach oben in die Kirchenfenster zu sehen, in das Flimmerlicht der alten Scheiben, wo lächelnd und mild die Jungfrau Maria war im himmelblauen Kleid und neben ihr in Gelb und Gold die heiligen drei Könige, die sich vor ihr neigten.

Der Tod in den Lüften

Der Morgennebel strich um die Kämme der Vogesen, während die Ballonkompagnie im Galopp in das kleine Tal bei H. einfuhr. Die Dampfwinde ratterte voraus, hinterher die Protze mit der Ballonhülle, zuletzt die Flaschenwagen und der ganze Train. Kommandos schwirrten durch die feuchte Morgenluft, auf der Wiese zwischen den Tannen wurde schon mit dem Füllen begonnen. Die Offiziere waren abgestiegen, die Mannschaften liefen in fiebriger Hast. Der Train stand zu beiden Seiten dem Waldrand entlang, und dicke Schläuche zogen sich herüber zur Hülle, die sich rasch aufblähte. In zehn Minuten war die breite Gurte des Drachenballons meterhoch über dem Boden. Zugleich erschien die Telegraphenabteilung, um die telephonische Verbindung mit dem Divisionskommando herzustellen. In weiteren fünfzehn Minuten stand der Ballon schon in zwanzig Meter Höhe, während die Mannschaften das Kreuztau und die Korbtragleine hielten.

Nun war alles bereit. Ein rieselnder Nebel wurde von einem leichten Winde hergetragen. Man wartete auf den Generalstabsoffizier. Die Feldstraße ging der östlichen Waldparzelle entlang. Von dorther mußte er kommen. Der Ballonaufstieg war auf halb neun befohlen. Es waren noch sieben Minuten bis dahin.

Im Süden fielen Schüsse. Dort schien ein Vor=

postengefecht zu beginnen. Fast zugleich sauste der Wagen um die Waldbiegung. Ein paar Atemzüge, und er war da. Der Generalstabshauptmann sprang ab, drückte den Offizieren die Hand und stieg in den Korb.

Die Dampfwinde begann zu dröhnen, und der Ballon stieg langsam hoch. Der Offizier regulierte die Einstelleinen, starrte unter sich nach dem Doppelhaken, an dem das Eisenkabel befestigt war, das sich jetzt rasch abrollte. Der Hauptmann saß zuerst ruhig und etwas müde im Korb. Er hatte vor einer Stunde den Tagesbefehl vom Abschnittskommandeur empfangen, sich nachher beim Kommandanten der schweren Batterien, die hinter einer seitlichen Terrainwelle eingegraben waren, gemeldet, und war jetzt zunächst froh, ruhig aufatmen zu können.

Da klingelte es. Er schnallte sich das Kopftelephon um. Das Divisionskommando rief an. Er sah auf das Barometer, meldete hundertfünfzig Meter Höhe, wenig durchsichtige, neblige Atmosphäre. Während er sprach, überstieg er die westliche Höhenlinie, ein Windstoß fuhr in den Steuerring. Der Ballon stellte sich auf die Richtung nordost ein. Die Temperatur wurde von Augenblick zu Augenblick kühler.

Der Hauptmann legte sich jetzt das Heft mit den Karten auf die Knie. Da waren von gestern und vorgestern die Positionen des Feindes eingetragen. Auf Punkt 412 wurde eine Veränderung in der Artilleriestellung vermutet. Das Kommando hatte Aufklärung darüber verlangt.

Der Ballon stand jetzt auf zweihundertachtzig Meter Höhe, und der Ausblick nach Süden tat sich auf. Da waren zur Rechten die Höhenzüge vor Belfort, südwestlich ein etwas gedecktes Gelände mit den feindlichen Schützengräben. Und direkt südlich in der Ferne die bewaldeten Höhen des Jura, — die Grenze der Schweiz.

Der Hauptmann lag behaglich im Korb. Er dachte an einen Brief, den er von seiner Frau bekommen. Sie war jetzt bei ihren Eltern in München. Sie schrieb: „Man merkt hier sehr wenig vom Krieg. Wir waren gestern im Hoftheater..." Er schaute in die blaue Ferne, zog einen Notizblock daraus und schrieb darauf: „Meine Lieben! Ich schreibe Euch im Korb..."

Da läutete wieder das Divisionskommando an. Er gab Antwort. Es war wirklich noch nichts zu sehen. Punkt 412 war sichtbar, aber für die Stellung dahinter hatte er noch mindestens achtzig Meter zu steigen. Er schrieb wieder weiter auf seinen Block: „Ich bin jetzt auf dreihundertfünfzig Meter Höhe, ich denke an Euch... Plessen ist vorgestern auf einer Rekognoszierung gefallen. Ich bin noch gesund, Gott sei Dank." Er hielt inne. Sein jugendliches, kaum fünfunddreißigjähriges Gesicht strahlte alle Kraft und Zuversicht aus. Er wollte wieder den Bleistift ansetzen, als er vielleicht vier Kilometer entfernt im Gelände etwas aufblitzen sah, dann konstatierte er auch das Geschoß. Das Schrapnell platzte etwa dreihundert Meter südlich und um hundert Meter zu tief.

5*

Er telephonierte: „Ich bekomme Artilleriefeuer aus Stellung zweihundert Meter südöstlich von Punkt 418. Position im kleinen Gehölz, nahe beim Bachübergange.“ Er starrte jetzt hinunter auf das Waldtal rechts. Dort war alles ruhig. Die schweren Geschütze kaum wie Schatten zu sehen. Eine Minute... zwei Minuten vergingen. Da brach aus einem Busch ein Feuerstrahl. Eine Granate stieg pfeifend hoch, eine zweite folgte... Der Hauptmann verfolgte aufmerksam die Schußkurve. Das erste Geschoß fiel in hundertfünfzig Meter Nähe östlich von Punkt 418. Der zweite vielleicht zehn Meter daneben. Zwei schwarze Rauchsäulen stiegen auf.

Das Divisionskommando gab jetzt direkte Telephonverbindung mit der Haubitzenbatterie. Der Hauptmann korrigierte die Schußwirkung. Fast zugleich kam, wie als Antwort, aus der versteckten Stellung in der Richtung von Punkt 412 eine Salve von Geschossen. Der Artilleriekampf begann nun regelrecht. Auch Infanteriefeuer klang dazwischen. Die Geschosse zogen ihre Bahn in langgeschweiften Kurven, der Donner der Kanonen wurde immer dichter, aber man sah nur da und dort den Rauch oder die Feuersäule platzender Granaten.

Der Ballon stand auf fünfhundert Meter still und schwankte zuweilen leise unter dem Luftdruck eines in der Nähe krepierenden Schrapnells.

Der Hauptmann sprach mit leiser Stimme unaufhörlich in den Schalltrichter, zeichnete in die Karten

Striche, Kurven ein, registrierte alles wie ein Apparat. Ein leises Fieber hatte ihn erfaßt. Er wartete auf die Sonne. Alles, was jetzt vorging, war gering, bedeutungslos im Verhältnis zu dem, was dann geschah. Erst mußte er sehen können, dann wollte er das feindliche Feld absuchen, Stellung für Stellung. Wo sich Leben zeigte, wollte er es auslöschen. Wo ein Geschütz aufblitzte, wollte er mit der Sicherheit von wenig Metern Distanz Granaten hineinsenden, wollte alles abtöten durch drei Worte, die er in den Schalltrichter hineinsprach.

Es war ein fahler Wintermorgen. Die Temperatur war beißend frisch. Auf den höheren Kämmen lag Schnee, weiße Rinnen waren da und dort in die Abhänge gezeichnet. Während die Tannenwälder in tiefblauen Wellen die Höhen deckten.

Von unten kam jetzt Infanteriefeuer herauf. Da ging plötzlich wieder ein leiser Ruck durch den Korb. Ein Geschoß war hundertfünfzig Meter unter dem Ballon geplatzt. Er empfand die Lufterschütterung wie einen Windstoß.

„Sie schießen sich allmählich ein," dachte er und schrieb drei Worte auf ein Papier, das er in einem Meldesack herunter warf. Er fühlte auch bald die Wirkung. Die Pferde kamen wieder vor die Dampfwinde, und sie bewegte sich dreihundert Meter nordwestlich, während der Ballon unter dem Knarren der Kreuztaurolle langsam nachfolgte.

Die Atmosphäre über dem Gelände wurde allmäh-

lich ganz gelb. Wie Seidentöne glänzten die Nebelstreifen im hereinbrechenden Licht. Höher und höher stiegen die Schwaden. Als ob sie aufgesogen würden, verteilten sie sich und verschwanden im Glanz der Sonne.

Es ging jetzt auf elf. Der Hauptmann hatte in einem kleinen Korb Sandwich und etwas Kognak mitgebracht und begann zu essen. Das wärmte ihn. Er klopfte sich auch mit den Händen auf die Arme und Beine, um das Blut in Zirkulation zu bringen.

Das Terrain wurde nun bedeutend klarer. Deutlich waren in eintausendzweihundert Meter Entfernung die eigenen Infanteriestellungen. Die feindlichen kaum hundertfünfzig Meter davor. Bei Punkt 412 sah er Bewegung. Da war eine Waldparzelle, daneben ein Weiher.

Er ließ die ganze Haubitzenbatterie eine Salve auf diese Position abgeben. Die Waldtäler dröhnten vom Schall der Kanonen. Der Ballon selbst zitterte, und die Kabel knarrten. Drüben schlugen die Geschosse fast zugleich ein. Es war, als ob Bäume ausgerissen und weggeworfen würden. Als der Dampf sich verzogen hatte, bewegten sich drüben Mannschaften wie kleine dunkle Punkte hastig über eine Wiese. Mit dem Glas konstatierte er deutlich Turkos in roten Hosen, die einen Graben ausschaufelten. Weiter zurück lag ein Blockhaus. Daraus kamen drei Mann nach Norden. Zwei andere entfernten sich nach südlicher Richtung. Die Turkos waren in der Stärke einer Kompagnie.

Da rief das Divisionskommando an. Er meldete eine von Matrosen bediente Küstenbatterie, dem Klang nach von 15-cm-Kaliber. Zweihundert Meter östlich vom Dorfe L. in einer Talsenkung. Deutlich waren die Geschütze sichtbar, trotzdem sie hinter Buschwerk standen. Der Train war daneben in einer Art von Kiesgrube. Daneben stand eine Häusergruppe.

Jede Minute donnerte jetzt eine Salve hinaus. Die Schüsse waren erst zu kurz, dann schlug ein Volltreffer direkt vor einem der Geschütze ein. Als sich der Rauch verzogen hatte, war es wie vom Boden verschwunden. In der Grube, wo der Train gestanden, war ein wilder Knäuel. Pferde schienen sich rasend am Boden zu wälzen.

Von Süden her kam im Schutze einer Talwelle eine Batterie angesprengt. Weiter südlich bewegten sich wie Raupen Infanteriekolonnen. Der Hauptmann hörte plötzlich über sich leise dumpfe Schläge. Ganz vereinzelt schlugen Kugeln in die Ballonhülle und gingen durch. Er wurde offenbar von Infanterie beschossen. Seltsam kam es ihm vor, daß da Treffer erzielt wurden. Er dachte: Wenn sie ein paar Maschinengewehre auf den Korb einstellten...

In eifriger Hast zeichnete er Stellung um Stellung in seine Karten. Er überlegte: „Wenn ich abgeschossen würde, könnte man doch alles im Korbe finden." Er stellte das Glas auf die Schützengräben ein, die sich wie feine dunkle Striche, wie ein gezacktes Netz ins Gelände einzeichneten. Das Divisions-

und das Artilleriekommando sprachen jetzt fast zu gleicher Zeit. Unten tobte es wie ein Orkan. Wie ein Schwarm schwarzer Vögel standen die Geschosse gen Himmel. Das ganze jenseitige Gelände stand im Rauch. Rechts an den Hängen der Vogesen schienen zwei Dörfer zu brennen. Er hatte ein sonderbares Beben in den Nerven. Er konnte nicht verhindern, sich vorzustellen, daß er dort drüben im Graben wäre, daß das mörderische Krachen vorn und hinten und von allen Seiten dröhnte, und daß ihm plötzlich das Herz still stünde bei der sicheren Gewißheit, daß die nächste Salve einschlüge, mitten in die Stellung. Daß Körper zerrissen und zerfetzt in die Höhe wirbelten... Wieder dröhnte eine Salve. Er nahm für eine Sekunde das Glas vom Auge und starrte über sich am Ballon vorbei in den blau getönten Himmel. Er hatte Herzklopfen.

Wie er wieder hinsah, waren an Stelle der früheren Gräben da und dort dunkle Flecke. Rings krochen Menschen, als ob sie wie todwunde Tiere nach einem Schutze suchten.

Während er jetzt mit fliegenden Worten in den Apparat hinein sprach, während Erde und Himmel unter dem Krachen, dem Gepfeife, den hundertfachen Explosionen zu beben schienen, kam ihm plötzlich zum Bewußtsein, wie er in dieser einsamen Gondel das Gehirn dieser Zerstörung war. Daß jedes Wort, das er sprach, Menschen in Fetzen riß, daß Hunderte in diesem Augenblick in grauenhaften Leiden verstümmelt

und hilflos, in Höhlen halb verschüttet oder auf der flachen Erde lagen, wo sie den Himmel um Erbarmen, den Tod anschrien. Ein Grauen rieselte ihm über die Haut, stand ihm wie ein feiner Schmerz im Gehirn.

Er hatte sich etwas aus dem Korb gebeugt, als plötzlich ein weißes Feuer vor ihm aufflammte. Er fühlte den Schreck wie einen Stich im Genick, hatte den Eindruck, als ob der Blitz in den Ballon geschlagen hätte. Hundert Meter seitlich war ein Schrapnell explodiert. Es pfiff um den Korb, schlug in die Ballonhülle ein ... ein neues Geschoß kam im Bogen ... es mußte noch näher platzen ... wieder eine Explosion, daß die Gondel wie in einem Sturme schwankte und die Drahttaue knarrten, als ob sie brechen müßten.

Ein höhnisches Lächeln glitt ihm um den Mund. Er dachte: „Ehe nicht eure Geschosse in meinen Ballon fahren, wie Messer in etwas Lebendiges, bin ich stärker als ihr." Trotz der Kälte, die ihn umgab, floß ihm der Schweiß in Strähnen über das Gesicht. Wo das Feuer eines Geschützes aufblitzte, wo nur der Schatten einer Position sich zeigte, sandte er Granate um Granate hinein.

Unten hatte die Schlacht begonnen. Infanteriefeuer rauschte herauf wie wild brandende Wellen, Maschinengewehre trommelten dazwischen in rasendem Takt, dazu die hellen und dumpfen Schläge der Geschütze, es war alles wie eine grauenhafte Musik, und doch war außer Rauch und Dampf fast nichts zu sehen. Tief im Süden entdeckte er jetzt plötzlich ein zerstörtes Via-

dukt. Die Reste der Brücke ragten wie Arme ins Leere.

Vom Divisionskommando kam die Nachricht, daß das Artilleriefeuer noch zehn Minuten andauern würde, daß dann der Sturm beginne.

Salve um Salve dröhnte. Die zehn Minuten wurden endlos lang. Wenn er jetzt hinunter sah in das Meer von Rauch und Feuer, das zum Himmel dampfte, kam ihm für Sekunden alles vor, wie etwas Entsetzliches und Spukhaftes, wie etwas Unwirkliches und in einem grauenhaften Traum Phantasiertes.

Dann wurde es ruhig. Fast auf die Sekunde war das Getöse der Geschütze still.

Und jetzt stürzten sie hervor. Er hörte keine Stimmen, aber er fühlte, wie ein Orkan von Eisenstücken auf sie einbrach. Wie sie mit fliegender Brust vorwärts stürmten, wie ein wilder Gesang aus ihren Kehlen drang, wie sie in Gruben und über Stacheldrähte stürzten, sich wieder aufrafften...

Und dann... der Hauptmann starrte mit verglastem Blick... kam das Ringen. Mann gegen Mann. Bajonette zuckten in Menschenleiber, aus denen das Blut stromweis hervorschoß, Gewehrkolben hämmerten auf nackte Schädel, ein Kampf mit Zähnen und Händen, Gesicht an Gesicht. Röcheln, Flüche, Gekeuche und weithin gellende Schreie durch die Luft...

Von Blut und Schweiß bedeckt und von wahnsinniger Erregung trunken, sprangen sie in die feind-

lichen Gräben, der Hauptmann meldete von Augenblick zu Augenblick alles, was geschah, sandte Granaten in den Rücken der Flüchtenden, fegte sie mit furchtbar stäupenden Feuern fort, bis sie blutüberströmt und in zersprengten Haufen zurückgingen ...

Er war jetzt ruhig, fast starr geworden über dem Entsetzlichen, das wie in mörderischen Strahlen von ihm ausging. Sein Gesicht hatte eine stille große Maske bekommen. Einsam in Lüften schwebend, war er wie der Tod, der da ein grauenhaftes Werk vollbrachte, und der da unten eine Hölle schuf, wie sie nie ein menschlicher Geist ersann.

Immer starrer und größer wurde sein Blick, bis es plötzlich vor ihm hell aufflammte. Ein weißes Licht umfloß ihn, ein Krachen folgte ... Als sich der Rauch wieder verzogen hatte, schwankte der Ballon noch heftig hin und her. Er aber, der tausend andere überwunden, lag eingesunken im Korb, und Blutsträhnen flossen ihm über das Gesicht, das jetzt im Sterben wieder ganz still und menschlich geworden war.

Das Divisionskommando läutete an. Es bekam keine Antwort mehr. Einsam schaukelte die Gondel in der kühlen Luft.

Telefunken

Sie hatten die Protze mit den elektrischen Apparaten in die Scheune gefahren, während der Benzinmotor und das Antennenmaterial sich in dem gedeckten Winkel zwischen dem Haus und den Stallungen befanden. Es ging auf nachmittags vier Uhr. Der Empfangsapparat war eben montiert worden. Die Antenne hatten sie seitlich in der kleinen Tannengruppe aufgesteckt.

Preising hatte sich schon die Hörkapseln umgeschnallt und war in Verbindung mit den Feldstationen, die sich in den vordersten Gräben befanden. Neben ihm stand der Unteroffizier und horchte auf die Zeichen, die, durch den Tonumformer verstärkt, wie ein laut sprechendes Telephon im Scheunenraum hallten.

Im Stalle nebenan brüllten abwechslungsweise zwei Kühe, und vor dem einen Scheunentor spielte ein neunjähriges Mädchen mit einer Strumpfkugel. Es war ein lauer Februartag. Aus Südwesten kam Kanonendonner, aber ganz von fern. Nur wie ein dumpfes, rhythmisches Murren klang es herüber.

Preising gab jetzt chiffrierte Depeschen auf ans Korpskommando und stand zugleich mit der Mörserbatterie in Verbindung, die sich einen Kilometer weiter westlich befand. Elastisch spielte seine Hand auf dem Taster. Draußen hatte ein leiser Wind angesetzt, in dem die Antennendrähte leise sangen.

Die Train-Mannschaft hatte die Pferde im Stalle untergebracht und stand jetzt vor dem Haus, wo Madame Marchand, die Bäuerin, eine Frau Mitte dreißig, auf einer Bank, die sie aus der Küche herausgetragen hatte, eingeseifte Wäsche bürstete. Da die Trainsoldaten sich nicht mit ihr verständigen konnten, schauten sie ruhig zu, wie das Seifenwasser über die Bank heruntertroff.

Plötzlich gab es südlich ein Geprassel, ein paar Kanonenschläge und Maschinengewehrfeuer. Fast zugleich tauchte auch über dem Wald in einer Höhe von vielleicht achthundert Metern ein Flieger auf. Deutlich unterschied man den Blerioteindecker.

Die Trainsoldaten waren im Nu im Stall verschwunden. Die Frau wusch ruhig an ihrer Wäsche weiter. Man hörte jetzt sogar das Surren des Motors.

Preising war für einen Augenblick unter das Scheunentor getreten, und der Unteroffizier saß am Apparat. Er sagte, während er nach oben sah: „Wenn der uns entdeckt, bekommen wir in zehn Minuten Feuer..." Südlich ging das Schießen weiter, aber das Flugzeug schien plötzlich wieder höher zu stehen. Durch die Spiegelung der Sonne war es für Augenblicke fast unsichtbar.

Preising stand wieder neben dem Unteroffizier und hörte, während er an der getäfelten, von vielen Wurmlöchern ganz gesprenkelten Holzwand lehnte, deutlich das Ticken des Apparates. Sein Blick folgte der Hand des andern, der Wort um Wort aufschrieb. Preising

schaute wieder geradeaus. Da stand eine Leiter, die zum Hausstock hinaufführte. Droben war das Heu dicht geschichtet bis unter das Dach. Graue Schleier von Spinnweben hingen rings im Halbdunkel. Es roch dumpf und zugleich wie ein Duft von starken Gewürzen.

Der Unteroffizier wollte eben aufstehen und sich an den Sendapparat setzen, als ein mörderischer Knall erscholl. Das Mädchen vor dem Scheunentor fing laut zu schreien an. Draußen war die Bank umgefallen. Rasche Tritte in Holzschuhen klapperten eine steinerne Treppe hinauf. Ein zweiter Knall. Diesmal dicht hinter der Scheune. Der Unteroffizier hatte den Kopf gedreht und schaute den Leutnant starr an. Preising zog unwillkürlich den Kopf ein, als wäre er jede Sekunde gewärtig, daß ihm die Bombe ins Genick fiele. Im Stall brach ein Gebrüll der Kühe und ein dumpfes Stöhnen der Pferde los, die zugleich mit den Hufen gegen eine Wand hämmerten. Gefluche der Trainsoldaten erscholl.

Zwei... drei Sekunden rührte sich niemand. Aber wie etwas Grauenhaftes, Entsetzliches malte sich auf den Gesichtern, als ob der Tod mit grauen Fittichen am Himmel zöge, jede Sekunde bereit, einem den Feuerstrahl in den Nacken zu senden, so standen sie alle blaß, erschüttert, atemlos da...

Aber es geschah nichts mehr. Hatte das Flugzeug eine andere wichtige Mission gehabt und nur von ungefähr die beiden Bomben fallen lassen, wer wußte

es ... Die beiden Männer sprachen nichts, sie gaben nur die Nachricht weiter. Im Stall gelang es endlich, die Tiere zu beruhigen.

Da kam die Bäuerin mit einem Krug Milch herüber. Sie zitterten noch an allen Gliedern. Sie erklärte, die zwei Bomben seien in den Weizenacker gefallen. Die deutschen Soldaten hatten im Herbst die Wintersaat gepflanzt, und jetzt mußten dort metertiefe Löcher sein und die Erde auf zwanzig Meter aufgewühlt. Während sie redete, schüttete sie die Milch in geblumte große Tassen. Preising trank, trotzdem er kaum Durst hatte. Wein war natürlich keiner mehr da. Hier hatte zuerst ein Regiment, dann ein Divisionsstab gelegen. Nachher das Artilleriekommando, das jetzt westlich in einer Hütte untergebracht war. Die vielen Offiziere hatten schon alles ausgetrunken und Madame Marchand dafür Brot und Fleisch gegeben. So hatte sie den ganzen Winter gelebt. Zuerst gab sie ihren Wein und jetzt ihre Milch, und dafür tauschte sie alles ein, was sie nötig hatte. Sie war zuverlässig und ein anständiges Weib. Sie wußte, daß sie ohne die Soldaten fast verhungert wäre, und schickte sich zuletzt in alles, was nicht zu ändern war. Von ihrem Mann hatte sie seit sechs Monaten keine Nachricht mehr. Das war traurig für sie, und was sie schließlich im tiefsten Herzen dachte, wußte niemand. Aber als eine kluge Bäuerin paßte sie sich der Situation mit ziemlichem Geschick an.

„Margo, komm her," rief sie hinaus, und die Kleine

kam mit ihrer Strumpfkugel heran. Madame Marchand hatte den Milchkrug in der rechten und die beiden Tassen in der linken Hand. Ihre Arme aber hingen ihr wie leblos am Körper herunter. Sie warf einen scheuen Blick zurück, als ob sie nicht wagte, die Herren an ihren Apparaten zu stören.

Da kam aber Preising heran und prüfte mit einem raschen Blick den Horizont.

„Er ist im Bogen nach Westen," erklärte Madame Marchand. Ihr Unterkiefer zuckte, als ob sie etwas sagen wollte. Er sah ihr neugierig ins Gesicht. Da faßte sie Mut: „Wenn die mir das Kind getötet hätten," stammelte sie leise... Und nach einer Pause setzte sie hinzu: „Und es sind ja unsere eigenen Leute..."

„Man muß auf alles gefaßt sein," erwiderte Preising gelassen. Er ging wieder an den Apparat zurück. Die Holzschuhe der Madame Marchand klapperten über den Hof. Dazu weinte wieder die Kleine, die noch draußen bleiben wollte und nun ins Haus hinein mußte.

In den vorgeschobenen Stellungen wurde ein Infanterieangriff auf die Nacht vorbereitet. Zuerst war aber das Artilleriefeuer auszuhalten, das jetzt jeden Abend zwischen fünf und sechs hereinbrach.

Es galt eigentlich, was das zurückliegende Gelände anbetraf, nur der Mörserbatterie, die im Niederholz verborgen eingebaut war. Auch der Fliegerbesuch hatte kaum eine andere Bedeutung gehabt. Wegen dieser Batterie aber verschwendeten sie jeden Abend ungefähr

dreißig schwere Granaten. Sie fielen zumeist in eine Schlucht, zweihundert Meter westlich des Gehöfts und richteten keinen Schaden an.

Aber die Mörserbatterie begann sich jetzt selbst zu regen. Trotzdem die Distanz bis dorthin, wo die Geschütze mit ihren steil gestreckten Rohren wie riesenhafte Mikroskope vom Gestrüpp und von Baumkronen verdeckt verborgen standen, viele hundert Meter war, gab jetzt jeder Schuß eine Erschütterung, daß das Haus und die Scheune zitterten. Erst fuhr in der Ferne nur ein weißer Lichtstrahl hoch. Dann begann ein Sausen und Donnern und Schwingen der Luft, das auf einer ganzen Tonskala auf und nieder rollte. Plötzlich ganz hoch stand, wie ein grelles, erschütterndes Gelächter, bis der Laut wieder tiefer ging, dumpf kollerte und schließlich mit dem Schall eines neuen Schusses sich vermischte.

Preising stand wieder unter dem Scheunentor. Es war jetzt dämmrig geworden. Es war ihm, als ob bei diesem furchtbaren Gebrüll etwas in seiner Brust mitschwänge. Als ob in seinem Körper Atome wären, die für Augenblicke denselben Takt hatten wie das entsetzliche Gelächter, das unaufhörlich in den Abend hinausgellte.

Plötzlich riß ihn das Ticken aus dem Traum. Er hörte deutlich.

Trotzdem die Worte chiffriert waren, entging ihm keine Silbe. Ruhig gab er die Meldung weiter, aber er fühlte zugleich ein leises Fieber im Blut. Vorn

war ein heißer Kampf im Beginnen. Es kam jetzt auf jede Minute an. Es war ihm, als ob er in solchen Augenblicken, wo er alle Kraft seiner Sinne konzentrieren mußte, wo eine einzige überhörte oder ungenau weiter gegebene Order das Leben von Tausenden entschied, wo dieser Apparat, den er dirigierte und aus dem die Ströme ausstrahlten, wie ein Gehirn war, durch das alles ging in diesen Riesenkörper da vorn, dessen gewaltige Flanken und Glieder sich auf ein paar Zeichen seines Tasters zum Sturm aufrafften oder ruhig mit zitternden Nerven zum letzten Schlag ausholend, geduckt lagen, es kam ihm in solchen Momenten vor, als ob er im Innern erstarrte, und als ob es zugleich in seinem ganzen Körper Licht würde, als ob etwas Wunderbares und Strahlendes die Bahnen seiner Nerven erhellte, daß sie gleich glühenden, knisternden Drähten unter einer entsetzlichen Spannung im Feuer stünden, bis sich das Wogen wieder legte, bis es abebbte und er in einer todesähnlichen Ermattung aus der Ekstase wieder erwachte.

Vorn waren die ersten Gräben schon in einem unaufhörlichen mörderischen Feuer. Verstärkung war befohlen. Die Schläge der leichten Artillerie drangen wie das Gehämmer auf einem Amboß herüber. Dazu tönte tiefes Donnern der Haubitzen, über alles hin aber rollte wie ein Gewitter, das Himmel und Hölle erbeben machte, das Getöse der Mörser, das zuweilen gleich einer Sturmflut alle andern Geräusche zu einem einzigen großen Strome aufzusaugen schien.

Meldung auf Meldung ging hinaus. Sie arbeiteten jetzt zusammen. Die Zeichen des Hörers tickten in fliegendem Rhythmus im Raum, der Takt des Tasters, der alles weiterschickte, wurde zu einem einzigen rasselnden Geklopfe.

Preising saß mit geschlossenen Augen und hörte. Zugleich spiegelte sich in seinem Gehirn das ganze gräßliche Bild des Angriffs, das lärmende Feuer der Maschinengewehre klirrte in das Sausen der Schrapnells, in das tobende Krachen der Granaten. Er sah weiße Feuer und dumpfe Qualmwolken aufsteigen, hörte Schreie gellen und gräßliches Gewimmer aus blutüberströmten Gesichtern ...

Da zuckte plötzlich ein weißer Schein durch die Scheune. Er riß die Augen auf. Ein schmetterndes Krachen folgte, als ob der Blitz in drei Meter Entfernung eingeschlagen hätte. Erde und Steine flogen herein. Von Dampf und weißen Gasen war die Luft gefüllt.

Ein Heulen der Tiere kam aus dem Stall. Als ob sie den nahen Tod fühlten, stießen sie jammernde, stöhnende Laute aus. Die Pferde schlugen um sich, als wollten sie die Wände zertrümmern.

Zugleich stand Madame Marchand mit dem Kind unter dem Arm unter dem Scheunentor. Die Kleine war in einem weißen Nachthemd und hatte vor Angst und Kreischen ein verschwommenes Gesicht.

Preising fühlte, wie ihm der Unteroffizier die Hand auf die Schulter legte. Er sah ihn an. Der andere

sagte: „Herr Leutnant, wir müssen mit dem Karren hinaus...“

Preising schrie: „Ich kann die Verbindung nicht aufgeben...“

Der andere sagte: „Der nächste Schuß geht in die Scheune...“

Preising antwortete: „Wir müssen es abwarten...“ Der Unteroffizier schlug die Hacken zusammen. Da platzte die zweite Granate. Die Marchand wurde vom Luftdruck in die Scheune gefegt. Nun kamen draußen die Pferde wie irrsinnig über den Hof galoppiert. Ein Trainsoldat wurde hinterher geschleift. Eine Kuh kam dazu und lief in derselben Richtung. Eine zweite blieb auf dem Platze stehen und fing ratlos zu brüllen an. Dazu kreischte jetzt, als ob sie aus einer Ohnmacht erwacht sei, plötzlich Madame Marchand auf. Sie war wieder unters Tor gekrochen und schrie: „Das Haus brennt... das Haus brennt...“ Wie eine Furie sprang sie plötzlich auf, legte das Kind auf den Boden, machte gegen den Unteroffizier hin eine verzweifelte Gebärde und verschwand im Hof.

Ein brenzlicher Geruch breitete sich aus.

Preising saß an seinem Apparat. Er fühlte in allen Nerven nur eins: „Vorn kämpfen sie... Auf mir liegt die Verantwortung für das Leben aller. Ich muß warten bis zuletzt... bis zuletzt...“

Die Feldstationen gaben ruhig und regelmäßig, als ob sie in tiefstem Frieden und nicht in einem Hagel von Feuer und Stahl säßen, Meldung um Meldung

an. Trotzdem ihn der Dampf der eingedrungenen Dämpfe fast erstickte, gab er Wort um Wort weiter.

Ein Trainsoldat kam jetzt auf allen vieren durch das Tor gekrochen. Er lehnte sich an die Wand, saß halb aufrecht. Ein Zittern schien durch seinen Körper zu gehen. Preising winkte dem Unteroffizier und bediente jetzt beide Apparate zugleich.

Der Unteroffizier war zum Trainsoldaten getreten, kam wieder zurück und schrie: „Er ist tot..." Preising sah ihn nur verwundert an. Wieder blitzte ein Feuerschein auf. Preising zuckte zusammen. Es durchbebte ihn, als ob er einen Schlag ins Genick bekommen hätte. „Jetzt ist's aus," dachte er. Er hörte nichts mehr. Für ein paar Augenblicke war er ganz betäubt. Als er wieder hinaus sah, war ihm, als ob der ganze Hofplatz aufgerissen sei. Da krachte wieder die Mörserbatterie. Gleich einem schaurigen Gelächter tönte das Heulen in die Dämmerung hinaus, die von tausend Feuern zu phosphoreszieren schien.

Dichter Qualm kam jetzt vom Haus herüber. Die kleine Margo war zum Soldaten hingekrochen und schaute mit entsetztem Gesicht an ihm auf.

Der Apparat gab wieder Zeichen: „Erste Stellung überrannt, in der zweiten halten wir stand... Hurra, Verstärkung im Anmarsch..." Eine lange Pause. Dann: „Sie sind hinausgeworfen. Artilleriefeuer jetzt wirksam... Sehr wirksam... Jäger gehen über zum Sturm."

Als Preising die Hand vom Taster schob, stand Ma-

dame Marchand wieder unter dem Tor. Sie war vom Rauch geschwärzt und schrie wie eine Besessene. Unter dem Arm trug sie ein Kopfkissen, das sie zusammengefaltet hatte ... Preising dachte: „Sie ist verrückt geworden." Da wankte plötzlich alles. Als ob das Dach der Scheune und der Heustock samt dem Gebälk von oben käme, begann es zu krachen. Flammen sprühten rings.

Der Unteroffizier hatte die Protze gefaßt, Preising war unters Tor gelaufen. Das Haus und die Scheune brannten lichterloh. Madame Marchand kreischte wieder auf. Da hob Preising das Kind auf, und sie liefen eilig über den Hof. Da lag ein totes Pferd. Der Unteroffizier raste mit der Protze seitlich zu den Bäumen.

Drei Trainsoldaten traten aus dem Dunkel und hielten vier Pferde fest, die jetzt ruhig standen und zitterten. Ein anderer hatte eine Kuh an den Hörnern.

Sie standen jetzt alle unter den Bäumen. Preising hatte das Kind auf dem Arm. Der Unteroffizier hielt das Gesicht über die Apparate gebeugt. Da brach das Dachgesims zusammen. Madame Marchand schrie nicht mehr. Sie jammerte immer nur leise: „Mein Gott ... mein Gott," indes eine riesige feurige Lohe zum Nachthimmel flammte.

U x

Es hatte die ganze Nacht gestürmt, und man konnte keine zwanzig Meter weit sehen. U x schlich sich wie ein langer, schmächtiger Fisch, dessen blinkender Rücken zuweilen auftauchte, durch die schwarze, kochende Flut, die am Kommandoturm aufjagte, über das Deck wegfegte und wieder mit einem dumpfen Gehämmer auf dem Bootsrumpf zusammenbrach.

Jansen stand am Kommandoturm und starrte nach dem Bug, der wie eine feine Klinge in den Gischt schnitt, und darüber hinaus in die Dämmerung, die von tausend nassen Strähnen durchschnürt zu sein schien, die wie eine geheimnisvolle und wieder drohende Mauer dastand, und in die er jetzt Stunde um Stunde mit ruhigem, gespanntem Gesicht hineinfuhr. Gleich einem grollenden Toben fühlte er die Flut unter sich, ein dumpfes, gewaltiges Dröhnen drang von unten herauf, dann reckte sich wieder eine wuchtige Woge vor ihm, mit beiden Händen mußte er sich am Geländer halten, vom Bug her kam es, bog die Ventilationsschlote, legte den Antennenmast wie eine Gerte nieder... jetzt hatte er es im Gesicht, eisig kalt und beißend wie Feuer, er selbst schien samt dem Periskop geknickt zu werden, wie in einem Kessel schäumte der Strudel um ihn, als wollte er ihn heben, ihn und alles, was um ihn war, gen Himmel saugen.

Und trotz allem ging es mit achtzehn Knoten Geschwindigkeit gen Westen. Die Dämmerung wurde jetzt grau, ging allmählich ins Gelbliche über, der Regen begann seine Monotonie zu verlieren, und allerlei Farbentöne schienen darin zu schimmern. Jansen drehte sich gegen das Heck um, da stand am östlichen Himmel wie in hellerem Nebel ein weißer, kreisrunder Fleck... die Sonne. Zugleich hörte er das Auspuffrohr der Ölmotore munter pochen... Es wurde Tag. Trotz der Kälte, die ihm auf den Armgelenken, den Händen, den Wangen brannte, straffte sich sein Körper, und wie ein Lächeln glitt es über sein knochiges, schmales Friesengesicht.

Da tauchte ein Kopf neben ihm auf. Eine Stimme schrie etwas. Er verstand nur: „Telefunkenapparat". Er ließ seinen Platz dem Stellvertreter und verschwand. Kaum eine Minute war er abwesend, dann stand er wieder oben. Zugleich öffneten sich die Luken, breite Schultern tauchten auf, Gestalten krochen wie Katzen über das Deck, die Schlote und Masten wurden sofort verstaut, die Petroleummotore hatten zu puffen aufgehört, die Mannlöcher waren luftdicht verschraubt, der Beobachtungsturm im Nu verschlossen, indes eine Sturzsee nach der andern an die Scheiben der Luken dröhnte. Das Boot begann zu tauchen...

Jansen stand jetzt im dämmerigen, nur durch eine karge elektrische Lampe erleuchteten Turm. Draußen war alles dunkel. Tiefblau und wieder schwarz rollte die Flut heran. Man konnte durch das dicke Glas

kaum einen Meter weit sehen. Er prüfte das Manometer am Tiefen-Steuerstand. Das Boot glitt jetzt in fünf Meter Tiefe mit verminderter Schnelligkeit dahin. Er begann mit dem Periskop den Horizont abzusuchen. Auf der Mattglasscheibe, die schräg unter dem Sehrohr lag, flimmerte der Gischt der See. Da tauchte plötzlich ein hoher glänzender Kamm auf, der einen Strudel von Schaum über das Gesichtsfeld warf, dann wurde die Linie des Horizontes frei.

Er sah nichts, er hatte auch den Eindruck, daß die Sehweite bei der dampfenden, nebligen Atmosphäre sehr beschränkt sei. Er war eben von der Telefunkenstation in Z. angerufen worden, daß ein Flieger vor zwei Stunden geschützte Kreuzer unweit der Küste gesichtet hatte. Er hatte darauf den Kurs etwas südlicher genommen und wartete nun. Er war eigentlich nicht sonderlich gespannt. Er hatte noch einen Blick in die Torpedokammern geworfen. Es war alles bereit. Er war nicht erregter, als wenn er etwa bei neunzig Kilometer Schnelligkeit seinen Rennwagen steuerte. Er hatte eine natürliche Fähigkeit, seine Kräfte für das Ziel zu spannen, Hemmungen auszuschalten. Er erwog nicht etwa die Möglichkeit, in einer Viertelstunde samt seiner Mannschaft mit eingedrückten Tanks hundert Meter unter Wasser zu liegen, während sich das Boot langsam füllte, während die zwanzig Lungen allmählich die Luft aufsogen, bis ihnen die Sinne schwanden, in einer Tiefe, aus der sie kein Zufall und keine menschliche Kraft mehr heraufge-

holt hätte. Er dachte an dies alles nicht. Er strebte vorwärts.

Ein Maat reichte ihm eben eine Tasse Kaffee, der unten in den elektrischen Töpfen gebraut worden war, als die Scheibe nordwestlich einen Punkt zeigte. Jansen behielt die Richtung bei. Es schien ihm ein Handelsdampfer mit dem Kurs nach Amsterdam zu sein. Westlich wurde die Aussicht wieder trüb. Auch der Dampfer im Norden verschwand wie in einer Wolke.

Dieser Nebel war doch sehr angenehm. Wenn er plötzlich vor ein paar Kolossen stünde...! Eine leise Erregung kam ihm ins Blut. Er würde den nächsten torpillieren, dann das Sehrohr einziehen und tiefer tauchen. Vielleicht nach einer Viertelstunde ein paar Meilen östlich einen flüchtigen Blick an die Oberfläche tun. Das war ja alles möglich.

Da kam ein Maat aus dem Torpedoraum und meldete, daß er am Horchapparat die Schrauben eines großen Schiffes höre. Jansen nickte nur. Sein Blick hing wieder an der Scheibe. Tiefschwarz und wieder blau schäumten die Wellen um das Periskop. Wie von tausend Kristallen schien es zuweilen um das Glas zu blitzen. Darüber weg aber war nichts als graue Einförmigkeit. Vielleicht hatte er die Schiffe schon überholt, vielleicht waren sie ein paar Meilen südlicher passiert, vielleicht hatten sie sich auch nach dem Kanal verzogen.

Wenn's nur nicht zu hell, wenn die See nur nicht

zu ruhig, zu klar wurde. Er sah auf die Uhr. Es ging jetzt auf halb acht.

Der Maat erschien zum zweitenmal und kündigte an, daß das Schraubengeräusch sich nähere. Jansen schob statt der Scheibe ein schärferes Okular ein und begann wieder den Horizont abzusuchen... Aber er fand nichts. Und doch hatte er das bestimmte Gefühl, daß sich etwas näherte, daß etwas Unheimliches von Minute zu Minute näher kam, und daß es einen heißen, entsetzlichen Kampf geben würde.

Daß er aber die Gefahr nicht sah, nicht klar erkannte, daß sie vor ihm wie auf der Lauer im Ungewissen lag, enervierte ihn. Er war kaltblütig und nicht leicht zu erregen, wenn er den Gegner schaute, wenn ihm alle Nerven vibrierten vor Erwartung, wenn ihm die Gedanken wie brennende Schmerzen durch das Gehirn stachen, ja dann wurde er äußerlich ruhig. Dann gab er Befehle knapp und hart, dann waren die Muskeln seines ganzen Körpers gespannt, ein Grauen und zugleich ein Jubel war in ihm, jetzt aber, da er nur fühlte, aber noch nicht sah, da er den Feind fast auf der Haut empfand, aber nicht vor Augen hatte, jetzt schlich es ihm wie eine grämliche Unruhe ins Blut.

Schließlich konnten sie zwei oder fünf Meilen vor ihm sitzen, mit doppelter Geschwindigkeit ihm entgegenkommen, — wußte er denn, wie weit sein Blick ihn trug? Aber schließlich kam ihm das alles zugut. Wie ein Halm nur, vielleicht auf zwanzig, vielleicht auf

fünfzig Meter erkennbar, vielleicht auch nur durch die weiße Schaumrinde sichtbar, ragte das graue Metallrohr über die Flut.

Wieder erschien der Maat. Er sagte, und sein Gesicht war ganz straff vor Spannung: „Sie sind näher, sie müssen ein paar Knoten vor uns liegen...“ Jansen schrie Befehl hinunter, die Mannschaft war an ihren Posten, die Torpedos klar zum Schuß. Dabei dachte er: „Gott im Himmel, wenn ich sie nur zu Gesicht bekäme, wenn ich sie nur sehen könnte...“

An eine Gefahr dachte er jetzt fast gar nicht mehr. Ein unbändiges Verlangen, etwas zu vollbringen, quoll in ihm auf.

Es vergingen Minuten. Er war immer noch vor dem grauen Einerlei. Für Augenblicke hatte er den Eindruck, daß ihm etwas Großes und Unerhörtes in diesem Moment wie Sand oder Wasser zwischen den Fingern zerrann. Ein brennender Ärger, eine bittere Ratlosigkeit durchbebten ihn. Schließlich lag so viel am Zufall; was nützte es, Mut zu haben...

Da sah er wieder das Gesicht des andern vor sich. Als ob er verzweifelte, stammelte jener: „Sie müssen ganz nah sein...“

Jansen machte eine wütende, rasche Handbewegung... da, fast im selben Augenblick tauchten kaum eine Meile südlich im Nebel drei Punkte auf. Waren es Schiffe oder Phantome, — sie näherten sich. Es lief ihm wie ein heißer Schauer über das Genick, er

drehte nach der Richtung ab, schrie Worte, die wie Hiebe hinunterfielen.

Fast zugleich ging ein Ruck durch das Boot. Als ob es mit einem schweren Balken zusammengestoßen sei und man den weggeschoben hätte, erbebte das Schiff. Am Bug schoß jetzt aber eine weiße Schaumkrone auf und dem Boot voraus, ein weißer Kamm, der sich wie etwas Spielerisches und Gischthaftes in die Ferne verzog.

Jansen hatte jetzt den Kurs geändert und stand mit großen Augen vor dem Okular. Wieder schrie er: „Torpedo klar, los!“ wieder ein dumpfer Ruck, das Boot verlor an Tiefe, unten strömte Wasser in die Tanks, jetzt stand es wieder im Gleichgewicht.

Er zählte nun die Sekunden und die eigenen Herzschläge. Es war ihm, als ob sich eine Kruste Eis um seine Herzmuskeln gelegt hätte, als ob ihn eine kühle Hand da faßte und umkrallte. Feine, schwebende Schmerzen zogen ihm durch das Gehirn, fast wie eine beklemmende, atemraubende Melodie. Er dachte: „Sie werden es jetzt bald sehen müssen, das Ungeheuer, das sich wie etwas Entsetzliches herannaht. Sie werden es auf zweihundert, auf hundert Meter sehen müssen, und sie werden den Kurs nicht mehr ändern können, sie werden mit offenen Augen in den Tod hineinfahren, der da wie ein höllisches und schlankes Ding aus Stahl, mit grauenhaften Kräften gefüllt, herangleitet...

Jansen öffnete den Mund, als ob er einen Knall

parieren müßte, schloß ihn wieder ... aber vorn geschah nichts. Mit brennenden Augen starrte er auf diesen runden Spiegel, der ihm in einem kleinen Kreise etwas so Erregendes, etwas von so lähmender Gewalt zeigte, daß er während Sekunden einer Ohnmacht nahe war, daß er Feuer in den Schläfen, hämmerndes Blut in den Augen fühlte... es geschah immer noch nichts... er sah jetzt wieder nur einen Kreuzer, der ziemlich südwestlich vor ihm stand. Wenn die beiden Schüsse gefehlt waren... aber war es möglich, daß sie gefehlt waren?

Immer noch nichts. Ein tiefer Gram wollte ihn niederbeugen, eine bittere Enttäuschung spielte um seinen Mund. Zugleich sah er viel näher, eigentlich sehr nahe kleine schwarze Kamine... Torpedoboote... fuhr's ihm durch den Kopf.

Aber jetzt, er mußte sich mit beiden Händen stützen, ihm schwindelte... jetzt stieg vorn ein riesiger, weißer Wasserturm empor; als ob er das Schiff umhüllen, mit einer mächtigen Fontäne überschütten wollte, ging der Strudel hoch, dann blitzten gelbe und rote Stichflammen hinein, vom Kreuzer war nur noch ein Schatten zu sehen. Wie in feinen weißen Nebel war plötzlich alles gehüllt. Erst jetzt hatte Jansen das Gefühl, als ob der Donner über die Flut herkäme, ein Knall, der ins Wasser schnitt, die Tiefen aufwühlte... Wie sich die Aufruhr gelegt hatte, neigte sich der Kreuzer schon nach der Steuerbordseite.

U x drehte eben nach Norden ab, da geschah das

Unerwartetste. Kaum zweihundert Meter vor ihm tauchte ein schwarzer, spitzer Rumpf auf. Er stand plötzlich wie etwas ganz Klares ins Okular eingezeichnet. Für Sekunden sank es tiefer ein, dann wurde das Bild wieder deutlicher... Ein Torpedoboot. Es kam mit großer Geschwindigkeit heran und mußte U x in spätestens einer halben Minute kreuzen.

Jansen fühlte ein Entsetzen, das ihm wie ein kalter Schauer über die ganze Haut rieselte. Ohne seinen Blick vom Okular zu wenden, schrie er Befehl um Befehl. Dabei zählte er Sekunden. Wenn sie nicht sofort tiefer kamen, und es war dafür nach menschlichem Ermessen zu wenig Zeit, dann wurde das Boot gerammt.

Er fühlte sofort, wie die Spitze sich senkte, es war zu wenig Zeit... himmlischer Vater, es war zu wenig Zeit. Für ein paar Sekunden wurde ihm alles schwarz vor den Augen, er sah einfach nichts mehr. Der Schweiß rann ihm über die Stirne, aber er sah nichts mehr... zugleich fühlte er, wie unter ihm fieberhaft gearbeitet wurde, alle wußten, daß es den letzten Kampf galt, alle Kräfte waren in eine einzige Kraft verwandelt, aller Wille war einem einzigen Willen gebeugt, alle keuchten im selben Atem, alle Herzen hämmerten im selben Schlag... Jetzt war der Feind zwanzig Meter vor dem Bug... aber das Boot ging tiefer... es ging tiefer, nur entsetzlich, grauenhaft langsam.

Jansen hielt das Eisengeländer wie in einem

Krampf umklammert. Er dachte: Sie sollen mir hineinfahren, mitten ins Gehirn. Es war ihm, als ob er für alle dastünde, für alle, die unten mit kochendem Blut rangen... Es gab keine Hoffnung mehr. Er gab alles auf. Wie etwas Entsetzliches kam das schwarze Ungetüm daher... ein Atemzug... zwei... ein Krachen, das Boot schwankte, drohte zu kippen... von oben schoß ein scharfer Wasserstrahl mit tosender Gewalt herein... Jansen fühlte den Gischt im Gesicht, und er schrie: „Periskop gebrochen..." Hände, Schultern kamen herauf... der Reserveschieber war nicht zuzubringen; sie standen schon knietief im Wasser... „Alle Schotten schließen!" gellte es durch den Raum..., hallte es von Mund zu Mund... Und dann war es plötzlich still. Alle horchten auf das strömende Wasser: „An die Pumpen..."

„Herr Kapitänleutnant," sagte der erste Maat, „die Pression von außen ist sehr groß."

Jansen dachte nur eines: „Man muß vorwärts kommen, mit jeder Geschwindigkeit vorwärts kommen. Mochte es Stunden dauern, mußte man schließlich krepieren... man hielt aus. Man ergab sich nicht. Das Wasser rann immer weiter. Der Strahl wurde dünner, Streben, Gebälk... alles wurde dagegen gestemmt, aber es wühlte sich mit einer entsetzlichen, bohrenden, drängenden, verzweifelten Kraft ein.

Die Mannschaft begann schlapp zu werden. Die Anstrengung war martervoll. Die offenen Sauerstoffflaschen und die Kalipatronen, die sie vor den Mund

hielten, gaben ihnen ein wenig Frische, aber bald stellte sich Übelkeit ein.

Jansen selbst hörte ein seltsames Singen in den Ohren. Ihm war, als ob ganz allmählich alle Kraft aus seinem Gehirn davonginge. Der Zeiger der Druckmesserscheibe zeigte jetzt zwanzig Meter Tiefe. Wenn es noch sehr viel tiefer ging, war das Wasser nicht mehr aus den Tanks zu pressen, war nicht mehr hoch zu kommen. Und über ihnen suchten sie nun die See ab, kreuzten nach allen Richtungen, um ihnen beim Auftauchen ein paar sichere Schüsse in die Flanken zu jagen. Es war nicht daran zu denken, in die Höhe zu wollen, es war nicht daran zu denken... Er sah wieder den Kreuzer, die Stichflammen, die um ihn züngelten. Er lag sicher jetzt schon viel tiefer als sie selbst.

Jansen stand am Kompaß, wo mit leisem Surren der Kreisel in einem luftverdünnten Raum in rasender Geschwindigkeit sich drehte und die Linie der Erdachse innehielt. Sie hatten jetzt scharfen Kurs nach Südost. Das Wasser stieg noch immer. Aber man arbeitete nun an den Pumpen. Er überlegte, daß man noch dreiviertel Stunden unter Wasser sein könnte. Es waren jetzt schon acht Mann vollständig schlapp. Bis dann wären mehr als die Hälfte ohnmächtig. Aber zuletzt mußte man hochgehen. Was dann geschah... wußte kein Gott.

Eine dumpfe, stickige Atmosphäre begann sich immer mehr auszubreiten. Man hatte jetzt wirklich

Mühe, Luft zu schöpfen. Die elektrischen Ventilatoren sausten, aber die Gesichter wurden zusehends blasser, die Augen größer, aufgerissener, und wenn schließlich die Pumpen versagten, die Preßluftbehälter nicht genügend Kraft gaben, ja dann mußten sie eben auf den Grund sinken.

Jansen hatte jetzt nicht Angst, aber eine brennende Wehmut erfüllte ihn. Er sah Leute um sich, die mit hervorquellenden, großen Augen den Wänden entlang standen. Die so schwach geworden waren, daß ein Ruck sie umgeworfen hätte. So ging es entsetzliche Minuten... Viertelstunden lang, und dann fühlte er selbst, wie es an ihn kam. Es war ihm, als ob ihm der Atem hinunterginge, aber als ob er ihn nicht mehr heraufbringen könnte. Schließlich waren sie bald in einem toten... geisterhaften Raum. Er empfand deutlich, wie das Letzte kam. Es ging nicht weiter.

Er schrie einen Befehl, aber er hörte seine eigene Stimme nicht und nur immer das dumpfe Summen in den Ohren. Aber das ganze Boot schien jetzt zu beben, ein Würgen ging durch seinen Leib, die Preßluft fuhr in die großen Tanks, die Pumpen keuchten, indes die Mannschaft mit glasigem Blick über den Maschinen lag. Aber es ging höher... höher. Als ob alle nur ein Herz hätten, das wußte, daß sich jetzt das Letzte entschied, horchten sie mit gespannten Nerven, mit wahnwitzigen Visionen diesem Kampf. Aber es ging hoch. Vielleicht bekamen sie beim Auftauchen den ersten Schuß, doch es gab ja keine Wahl. Das

Wasser rauschte schon heller, grüner über die Fenster des Oberlichts...

Als sie die Luken öffneten, war ein grauer Tag. Die See ging hoch, und es begann eben wieder zu regnen. Der Horizont war leer. Sie standen alle da. Der Antennenmast wurde aufgestellt, unten gab der Telefunkenapparat Zeichen. Aber es dachte niemand, daß das, was sie vollbracht hatten, wie ein blitzender Strahl um die ganze Erde fuhr und sich in alle Blätter der Welt hineinfraß... nein, sie hoben ihre Brüste. Wie Pflanzen, die nach langer Winternacht ans Licht kommen, reckten sie sich auf, und keiner von ihnen hatte ein anderes Gefühl, als daß die tiefste der Seligkeiten war: zu atmen...

Von Alexander Castell
sind früher bei Albert Langen erschienen

Bernards Versuchung
Roman 2. Tausend

Büßer der Leidenschaft
Roman 2. Tausend

Der seltsame Kampf
Novellen 2. Tausend

Capriccio
Novellen 2. Tausend

Das Fenster
Novelle 5. Tausend

Der Kriegspilot
Novellen 5. Tausend

Druck von Hesse & Becker, Leipzig
Einbände von E. A. Enders, Leipzig